

Nr. 2860

DER LANDSER

www.landser.de

Erlebnisberichte zur Geschichte des Zweiten Weltkrieges

L. Brav

Hinter feindlichen Linien

Rumänien 1944 – Die Front bricht zusammen –

Einige Landser schlagen sich zu den eigenen Stellungen durch



Ritterkreuzträger des Heeres



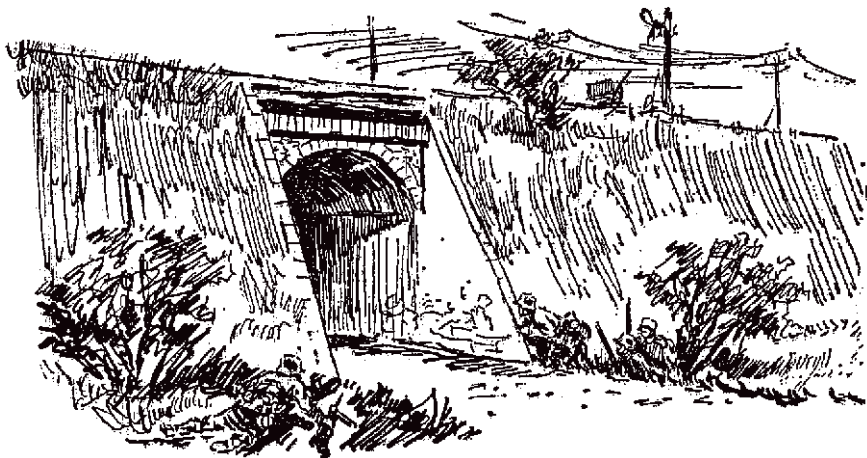
Karl-Peter Jacob

wurde am 30.12.1909 in Kaiserslautern geboren und trat 1934 als Freiwilliger in die Reichswehr ein. Nach Ablauf seiner Dienstzeit nahm er wiederholt an Reserveübungen der Gebirgsjäger teil und erreichte bis Kriegsbeginn den Rang eines Oberleutnants. Den Polenfeldzug erlebte Jacob als Kompanieführer im Gebirgsjäger-Regiment 98. Ab April 1941 kämpfte die Einheit auf dem Balkan, wo dem Offizier und seinen Männern bei Larissa die Abwehr eines britischen Durchbruchversuchs gelang. Für diese Leistung erhielt Jacob am 13.6.1941 das Ritterkreuz und die Beförderung zum Hauptmann. Auch während des Rußlandfeldzuges bewährte er sich wiederholt als Kompaniechef und Bataillonsführer. Das Kriegsende erlebte der Offizier als Major und Regimentsführer. Karl-Peter Jacob verstarb am 22.2.1992 in Berg am Starnberger See.

H.K.

Hinter feindlichen Linien

Der lange Weg zu den Kameraden



August 1944. Deutsche und rumänische Divisionen versuchen den Angriffsschwung der Sowjets zu brechen. Ein aussichtsloses Unterfangen. Vor allem in den Bereichen der Rumänen treffen die Angreifer kaum noch auf nennenswerten Widerstand. So destabilisiert sich die ganze Front nach und nach. Wehrmachteinheiten, die sich zunächst noch erfolgreich halten konnten, werden eingekesselt und allmählich aufgerieben. Nur wenige machen sich auf den beschwerlichen Weg, der sie zu den eigenen Linien, aber auch in die Gefangenschaft führen kann. Der folgende Bericht schildert den Marsch von Landsern durch feindbesetztes Land. Dabei wollen die Männer nur eins: zurückkommen. Dafür nehmen sie alle Strapazen auf sich, die ihnen das Schicksal bereitet.

Die Redaktion

Hinweis: Die Anmerkungen finden Sie am Ende dieser Ausgabe

Es ist am späten Nachmittag des 19. August 1944: Steil wachsen die Höhenzüge der Waldkarpaten wie riesige Ungetüme in das Blau des Himmels. Gleich einer weiten Glocke spannt er sich über das Land, verschwimmt im Dunst. Verzerrt und unklar verlieren sich die Ausläufer des Gebirgsmassivs in der flirrenden Luft.

Die Erhebungen des Siebenbürgischen Hochlandes kriechen vor dem dunstigen Hintergrund hart und klar im gleißenden Sonnenlicht heran, schieben sich in langen Zungen in das flache Land.

Satt und kräftig spielen die Farben der Laub- und Nadelbäume in die verschiedenen Tönungen der nackten Felswände, der vom wilden Unkraut bewachsenen Steilhänge. Weiche, kurze Moospolster lugen dazwischen hervor, verlieren sich im Schlagschatten der Bäume. Hoch ragen die starken Stämme aus dem Boden, halten ihre mächtigen Kronen mit den weit ausladenden, knorrigen Ästen in die pralle Sonne. Über tiefe Schründe und emporkriechendes Unterholz fließen lange Schatten.

Kleine Bäche gurgeln im Gestein, springen über Wurzeln, quirlen durch enge Spalten des Bettes, springen von hohen Felsen platschend zu Tal, um in tausend Windungen den vorgezeichneten Weg zu verfolgen.

Irgendwo vereinigen sich die Rinnsale, jetzt mächtiger, ruhiger, eilen im immerwährenden Fluß den großen Brüdern Suczava, Moldava und Bistritz zu.

Schäumend stürzen sie sich auch in das breite Bett des Sereth, der in tausendjähriger Schürfarbeit seinen Weg in den Boden geprägt hat und den Gebirgszug entlangteilt.

Die Landschaft badet in der Sonne, saugt die Wärme in sich. Die Spiegel kleiner Weiher und die Flußläufe blinken wie flüssiges Silber.

Wie eine gestellte Kulisse wirkt die Schönheit, das Panorama dieses Landstriches in der Farbenpracht des Hochsommertages.

„Verdammte Hitze!“ brummt der Obergefreite Preisser¹⁾ und wischt mit der Hand über das schweißtriefende Gesicht. Er spürt, wie das Hemd am Körper klebt, die Haut überall juckt.

Preisser steht mit seinem Kameraden, dem Gefreiten Neuer, in einem Dekungsloch. Nur ihre Köpfe ragen heraus. Hohes, dichtes Gras sprießt vor den Gesichtern auf, verdeckt sie vor dem Gegner. Einzelne Büschel stecken im Tarnnetz am Stahlhelm, nicken bei jeder Bewegung. Zwischen den Halmen hindurchgesehen erscheint den Soldaten die Landschaft wie hinter einem dichten Gitter.

„Du bist nichts Gutes gewohnt!“ erwidert Neuer und sieht seinen Freund an. Seine weißen Zähne leuchten aus dem tiefbraun gebrannten Gesicht, über das der Schweiß in langen Bahnen rinnt. „Ich nehme ab und zu ein kurzes Fußbad zur Erfrischung!“

Dabei schlenkert er mit einem Bein und schleudert die Nässe aus dem Schuh. Dicke Wassertropfen patschen hinunter.

Preisser verfolgt das Tun des anderen, sieht, daß sich auf der Sohle des Loches bereits wieder das Wasser gestaut hat, das ständig aus dem versumpften Boden nachquillt. Es reicht bereits wieder bis an die zwei Stufen, die – an jeder Seite im Dekungsloch stehengelassen – als Sitz für die Soldaten dienen sollten.

„Wenn es hier mal regnet, ersaufen wir wie die Mäuse“, meint Preisser ärgerlich. Er nimmt eine leere Büchse, bückt sich und schöpft den Grund leer.

„Sieh dir mal den Himmel an“, sagt der Kamerad und deutet mit dem Finger voraus.

Der andere schaut in die gewiesene Richtung. „Verdammt, das gibt ein

schweres Gewitter! Deshalb ist es auch so schwül.“

Schwere graue Wolken schieben sich aus dem Dunst, brodeln, sich überschlagend zwischen den Berghängen. Drohend wälzen sie sich herunter, verfärben sich, spielen vom Schwefelgelb ins tiefe Violett.

Grell und bizarr zerreißen einzelne Blitze die Farbskala. Rollender Donner brüllt auf, hallt in den Tälern.

Das Blau des Himmels schwindet langsam, wird verdeckt von der anschwimmenden Wand dunkler Wolken, die weit auseinanderfließen.

„Wo kommt denn das so schnell her?“ wundert sich Neuer und betrachtet das Spiel der Natur. Ein Teil des einzusehenden Geländes liegt jetzt im trüben Licht, sieht traurig aus, nachdem noch kurz vorher die pralle Flut des Sonnenlichtes darauf gelegen hat.

Eine Windbö streicht plötzlich herbei, rauscht in den Gräsern, biegt sie nach der Seite. Wie an unsichtbaren Fäden gezurrt, richten sie sich gleichzeitig wieder hoch.

„Da! Der ‚Iwan‘!“ stößt Preisser hervor und stubst den Kameraden in die Rippen.

„Tatsächlich!“ antwortet dieser langsam und blickt in die Richtung.

Auf der Straße, die wegen des morastigen Untergrundes überhöht angelegt ist, schieben sich, weit auseinandergezogen, einzelne Fahrzeuge entlang, verschwinden hinter den Hügeln.

„Die sind aber frech! Fahren am hellen Tag spazieren!“ schimpft Neuer.

„Na und? Die werden schon wissen, daß wir wenig Munition haben und auf weit entfernte Ziele nicht schießen dürfen.“

„Ich glaube, da tut sich was! In nächster Zeit gibt es bestimmt Rabatz!“

„Wir sitzen hier richtig in der Falle! Vor uns an der Bahnlinie der ‚Iwan‘,

links der Fluß und das Gebirge!“ sagt Preisser mehr für sich.

Plötzlich geht es los. Dicke, schwere Regentropfen patschen zuerst einzeln, dann immer dichter nieder. Es klatscht im Gras, trommelt auf den Boden. Praselsnd gießt der Regen dann vom Himmel. Wie tausend Schnüre hängt er zur Erde nieder.

Grau und diesig ist die Luft, läßt nur auf wenige Schritte Sicht. Dunstschwaden steigen vom Boden auf, schaffen die Atmosphäre einer Waschküche.

Der Regen bringt nicht die erwünschte Erfrischung, sondern erzeugt feuchte Wärme, die sich fühlbar auf die Menschen legt.

Eng aneinandergerückt hocken die beiden Soldaten in ihrem Loch, die Zeltbahnen darübergedeckt. Eine Zigarette wechselt von einem zum anderen. Jeder zieht einmal daran, läßt genießerisch den Rauch durch Lücken in dem provisorischen Dach entsteigen.

Pausenlos trommelt der Regen über ihren Köpfen. Die Zeltbahn wölbt sich durch unter der Last des angesammelten Wassers, das sich plötzlich in starkem Strahl in das Gras ergießt, als Neuer mit beiden Händen den hängenden Wasserbauch nach oben stößt.

„Das war Unsinn!“ stellt Preisser sachlich fest. „Jetzt läuft an der berührten Stelle das Wasser durch!“

„Verdammt, daran habe ich ...“ Ganz plötzlich unterbricht Neuer seine Rede.

Beide horchen angestrengt nach oben, wo wildes Schießen die Stille unterbricht.

Sie springen hoch, reißen die Zeltbahn zur Seite, starren in das Gelände.

Nichts.

Monoton klopft der Regen, mischt sich mit dem Brodem, der am Boden schleppt. Graue Schatten liegen überall, verwischen die Umrisse. Keine Bewegung ist wahrzunehmen.

Etwas rechts hämmert jetzt wieder ein deutsches MG los, Richtung Straße. Wie Glühwürmchen sausen die Leuchtpurgeschosse ins Grau.

Das Rattern russischer MP³⁾ antwortet. Peitschend hallen die Abschüsse herüber. Sirrend sausen ein paar Kugeln seitlich in das Gras.

Jetzt können die beiden Soldaten auch den Feind sehen, der sich im Schutze des Gewitters in langer Kette über die Straße heranschiebt.

Wütend jagen MG-Garben zum Gegen hinüber.

„Herr Leutnant! Panzer! Kann die Pak⁴⁾ denn nicht schießen?“ Der Obergefreite Preisser keucht vom schnellen Lauf und baut sich vor dem Offizier auf. Mit der Hand deutet er in die Richtung, aus der er eben gekommen ist.

„Machen Sie sich nur nicht in die Hosen, Mann!“ sagt der Gefragte ruhig und nimmt das Glas von den Augen. Er tritt gebückt von dem Mauerrest zurück, hält sich an den durcheinanderliegenden Balken des zerschossenen Hauses fest, als er über die umherliegenden Trümmer steigt. „Sehen Sie zu, daß Sie in Ihr Loch kommen!“

„Mich schickt der Kompanieführer der Dritten, Herr Oberleutnant Höber!“ antwortet Preisser erregt und hält dem Blick des Offiziers stand.

Ruckartig wendet sich der Leutnant ab, stelzt hinter einen verfallenen Schuppen. „Unteroffizier Lenz!“ ruft er laut.

Eine lange, schmale Gestalt löst sich vom Boden, kommt geduckt näher, bleibt vor dem Offizier stehen.

„Nun? – Was sagt das Bataillon?“ fragt der Leutnant. „Die Infanterie hofft auf Ihre Hilfe.“

„Der Kommandeur befahl Schießverbot! Sollen laufend Lagemeldung durchgeben, Herr Leutnant!“

„Sie haben es ja gehört! Bestellen Sie Herrn Oberleutnant einen schönen Gruß; wir hätten gern ausgeholfen!“ sagt der Leutnant über die Schulter und lächelt.

Preisser grüßt und geht. Der Leutnant scheint ihm jetzt gar nicht mehr so unsympathisch, wie es im ersten Augenblick der Fall war.

„Welchen Bestand haben Sie?“ fragt der Leutnant und malt mit der rechten Stiefelspitze Striche in den Boden.

„Zwölf Sprenggranaten, neun Schuß Panzermunition!“ gibt Unteroffizier Lenz Auskunft.

„Ist verdammt wenig! Mit Panzermunition können wir hier nicht viel anfangen. Hoffentlich kriegen wir heute nacht Nachschub. Morgen wird ein heißer Tag; wahrscheinlich Großangriff der Russen. Das Gewitter paßt in ihren Kram; so können sie Verstärkung ranschaffen. Verflucht! Wenn man nur genug Munition hätte!“ schimpft der Leutnant, sieht das beifällige Nicken des Geschützführers und geht wieder an seinen Beobachtungsposten.

Unteroffizier Lenz, der Geschützführer einer 7,5-cm-Pak⁵⁾, richtet seinen Blick in das Gelände, das zwischen den Mauerresten des zerschossenen Dorfes zu sehen ist.

Weißer Dunst zieht aus dem Boden, hängt in der Schwüle. Am Rand des Blickfeldes erkennt er eine schnurgerade Linie, die das Bild horizontal zerhackt: den Bahndamm. Links endet er in der Einfahrt eines gewaltigen Tunnels, dessen Öffnung wie ein schwarzer Rachen gähnt.

Lenz nimmt das Glas vor die Augen, beobachtet. Klar treten die Umrisse hervor, lassen Gestalten sichtbar werden. Als kleine dunkle Punkte bewegen sich die Russen vor dem Fadenkreuz.

Wie ein langes graues Band schlängelt sich weiter unten die Straße zwischen

den kleinen Weihern und Kusseln entlang. Baumgruppen verdecken sie stellenweise. Einzelne Fahrzeuge, als dunkle Flecken in der frühen Dämmerung erkennbar, mahlen durch den vom Regen aufgeweichten Grund der Straße, werden etwas weiter vom Dunst verschluckt.

Abgesehen von zeitweise hämmern- den MG liegt eine drückende, erwartungs- volle Stille über dem Land. Die Ruhe vor dem Sturm.

Von der Helle des Sommertages ist nichts mehr geblieben. Grau und schwer haben die Wolken den Himmel überzogen, wallen in langen Falten herunter, verschlingen sich mit dem Nebel in den Niederungen. Durch kleine Lücken in der Wand sind manchmal die dunklen Wipfel von Bäumen oder der Teil eines Bergrückens zu sehen. Das Grau über- spannt auch das Land, verwischt den Glanz der Farben, schafft Eintönigkeit, wirkt einschläfernd.

Lange Schatten hocken im Gelände, schieben sich lautlos dahin, als ein Zug Soldaten in Schützenreihe von den Stel- lungen aus ins Niemandsland vordringt.

Stumm schreiten die Männer hinter- einander her, sich in Gedanken auf das Unternehmen einstellend: Sprengung des Eisenbahntunnels!

Es ist ein Zug Sturmpioniere; erprobte Einzelkämpfer, Spezialisten an ihren Waffen, die einem gefährlichen Einsatz entgegengehen.

Keuchend in der noch immerwähren- den Schwüle schlurfen ein paar Männer unter der Last der Flammenwerfer, schleppen andere die T-Minen⁶⁾ nach vorn. Jeder ist bis an die Zähne bewaff- net, fühlt das Gewicht von Waffen und Munition am Körper, der in der klam- men Uniform wie in einer Sauna zu schwitzen beginnt.

Handgranaten, geballte Ladungen⁷⁾, Bretter mit darauf befestigten Handgra-

natentöpfen zur Beseitigung von Draht- hindernissen, Nebelhandgranaten, Draht- zangen, Spaten werden von den Leuten an den Feind herangebracht.

Bald hat die Dämmerung den Zug verschluckt.

Der Zug der Sturmpioniere ist nicht allein unterwegs. In anderen Richtun- gen gehen Spähtrupps vor. Einem von ihnen gehört auch der Obergefreite Preisser an. Der Kompanieführer hatte befohlen:

„Ihr Auftrag: Erkundung des Gelän- des bis an den Sereth. Halten Sie auf die Brücke zu. Sollte sie feindfrei sein – was kaum der Fall sein wird –, stoßen Sie darüber hinaus. Schießverbot! Bei Feindberührung Umkehr! Möglichst Gefangene einbringen!“

Die Posten in den Stellungen haben Kenntnis von den Unternehmungen der Kameraden, geben sie an die Ablösung weiter, damit die zurückkehrenden Männer nicht versehentlich durch eigen- en Beschuß gefährdet werden. Parole: Nordmeer!

Jeder der Männer hämmert sich dieses Wort ins Hirn; es ist der einzige und viel- leicht lebensrettende Ausweis für diese Nacht, für diesen Einsatz.

Schemenhaft und lautlos bewegen sich die Soldaten zwischen den Linien, schieben sich langsam dem Russen ent- gegen.

Jeder Strauch, jede Bodenwelle wird vorsichtig untersucht, ehe weitere Meter Boden gewonnen werden können.

Hinter der kleinsten Deckung kann der Feind verborgen sein, der seinerseits Spähtrupps unterwegs hat.

Beklemmende Stille liegt rundum, las- tet auf den Soldaten, die jetzt regungs- los in der Dunkelheit am Boden hocken.

Voraus heben sich gegen den helleren Himmel die Umrisse einer grobgezim- merten Brücke ab. Eckig und hart schiebt sie sich aus dem Schwarz empor.

Kein Laut dringt herüber; wie ausgestorben ist die Umgebung.

Der Spähtruppführer, ein Unteroffizier, hat den anderen ein Zeichen gegeben, schleicht sich allein fort, um die Brücke zu untersuchen.

Größer wachsen vor ihm die Balken heran. Er liegt auf dem Bauch hinter einem niedrigen Strauch, beobachtet.

Nichts bewegt sich. Und doch hat er das bestimmte Gefühl, daß hier der Gegner sein muß.

Vorsichtig robbt er näher, immer lauschend. Er spürt, wie die Nässe durch die Uniform dringt, an die Haut rührt.

Mit den Händen drückt er das Gras vor dem Gesicht nieder, bohrt den Blick in die Finsternis. In leichten Wellen fließt das Wasser des Flusses entlang; leises Gurgeln schlägt an sein Ohr.

Das andere Ufer liegt im Schummer, ist nicht zu erkennen. Der Dunst hängt milchig über der mattschimmernden Flut, zieht in wehenden Strähnen daraus empor.

Der Unteroffizier zieht sich die wenigen Schritte bis zur ersten Strebe hinan, rutscht, indem er sich daran festhält, ein Stück die Uferböschung hinab, taucht in die tiefen Schatten. Er verharrt regungslos, den keuchenden Atem mit weit geöffnetem Mund ausstoßend, um kein Geräusch zu verursachen, und lauscht angestrengt nach allen Seiten. Das Herz klopfte fühlbar vor Erregung und Anstrengung.

Der Mann fühlt über sich an die Balken, tastet nach einem Halt, zieht sich daran hoch, zwingt sich durch die Verstrebungen, schiebt den Kopf behutsam noch. Jetzt kann er ein Stück der Brücke überblicken.

Kein Russe ist zu sehen.

„Ob ich mich getäuscht habe?“ überlegt er und zieht den Körper vollends hinauf.

Leise rauscht das Wasser unter ihm,

kräuselt um die Pfosten, eilt in glänzenden Wellen davon, um anderen Platz zu machen.

Der Mann auf der Brücke drückt den Körper an das Geländer, gleitet daran entlang. Er hebt die Füße beim Gehen besonders hoch, um nicht gegen ein Hindernis zu stoßen, und setzt sie leise wieder auf; fast lautlos geschehen diese Bewegungen.

Mit kurzem Blick sieht er nach hinten, wo er seine Männer versteckt weiß.

Nach wie vor ist es ruhig; nichts deutet auf die Anwesenheit von Menschen hin.

Gerade will der Unteroffizier weiter vorgehen, als er meint, die Hölle bricht los.

Wilder Gefechtslärm dringt aus der Richtung des Tunnels durch die Finsternis heran. Das Hämmern und Tacken automatischer Waffen, das tiefe Wummern detonierender Granaten erfüllt die Luft. Das Krachen von Explosionen schlägt dazwischen und läßt die Erde erzittern. Kreuz und quer fädeln die Leuchtgarben durch die Dunkelheit, scheinen wie ein Schwarm Leuchtkäfer umherzuschwirren. Sie springen aus der Nacht, tauchen wieder hinein.

Leuchtkugeln steigen fauchend gegen den Himmel, bersten und werfen ihr fahles, zitterndes Licht über das Gelände. Grell im Licht, mit tiefen Schatten, stehen die Einzelheiten des Abschnittes gegen den dunklen Hintergrund, um kurz darauf wie ein Spuk zu enden. Noch dunkler scheint danach die Nacht, noch drohender der Waffenlärm.

Die Erstürmung des Tunnels ist in vollem Gange!

Füße trappeln plötzlich auf der Brücke, scheinen heranzueilen.

Blitzschnell läßt sich der Unteroffizier zu Boden fallen, preßt das Ohr an die Bohlen, lauscht.

Kein Zweifel, die Russen kommen näher!

Wohin?

Er springt auf und bohrt den Blick nach vorn, um vielleicht eine Gestalt zu erkennen.

Ein Pfeifen hängt plötzlich in der Luft, und kurz darauf steht der Unteroffizier im hellen Licht einer Leuchtkugel.

Der Mann verharret wie angewurzelt an der Stelle, versucht, durch Anschmiegen an das Geländer seiner Entdeckung zu entgehen. Fieberhaft überlegt er, was er tun soll.

Schüsse peitschen plötzlich heran, nötigen zum Handeln.

Wie böse Hummeln jagen die Geschosse entlang, wuchten in die Hölzer des Geländers, reißen Stücke ab, die patschend auf das Wasser schlugen.

Obwohl das Licht längst erloschen ist, hacken immer noch die Abschüsse als feurige Pünktchen ins Dunkel, lassen neue Salven heranjagen.

Einige Schüsse liegen bedrohlich nahe. In das ekelhafte Pfeifen der Geschosse mischt sich der harte Knall von Explosivmunition.

In langen Zickzacksätzen hetzt der Unteroffizier die wenigen Meter zurück, hechtet hinter einen Strauch in Deckung; ungezielte Schüsse verfolgen seinen Weg.

Das Getrappel der anrennenden Russen auf der Brücke wird deutlicher, kommt näher.

Der Unteroffizier kriecht noch weiter zurück, stößt auf die wartenden Männer, die, eng an den Boden gepreßt, das Geschehen auf der Brücke verfolgt haben. Mit der Hand gibt der Spähtruppführer das Zeichen zum Rückzug.

Noch immer hallen Schüsse vom Tunnel her, erleichtern das Zurückgehen des Spähtrupps, weil bei völliger Stille das Geräusch sie verraten hätte.

Doch der Feind hat die Verfolgung noch nicht aufgegeben. In kurzen Abständen feuernd, setzt er hinterher, pirscht sich unter Ausnutzung der Deckung heran.

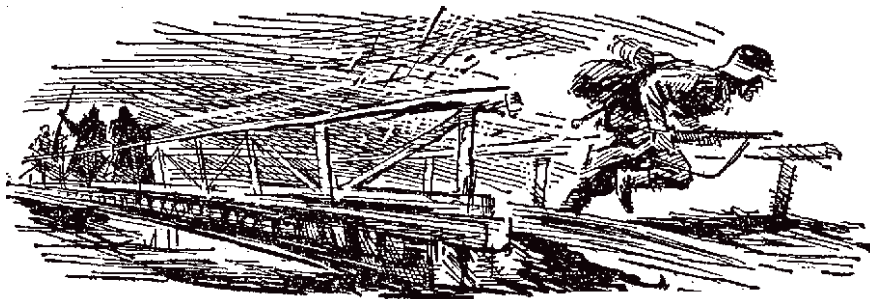
Bis weit in das Niemandsland hinein folgt der Russe. Durch das Mündungsfeuer verraten die einzelnen feindlichen Schützen ihren Standort.

Der Unteroffizier bleibt plötzlich stehen, hält den neben ihm laufenden Soldaten zurück, weist ihn in eine Deckung; er selbst versteckt sich hinter einem Strauch in der Nähe.

Preisser hat sofort begriffen, was der Unteroffizier bezweckt. Eng schmiegt er sich an den Boden, horcht nach hinten. Deutlich vernimmt er das Brechen von Zweigen.

Die Minuten des Wartens zerren an den Nerven, machen ungeduldig.

Ein bulliger Schatten schiebt sich zwischen Preisser und dem Spähtruppführer aus der Finsternis langsam nach vorn, nach allen Seiten sichernd.



Die beiden Männer halten in der Dekkung den Atem an, zwingen sich selbst zum Ausharren.

Die Gestalt bewegt sich weiter, den Blick nach vorn gerichtet.

Lautlos richten sich die beiden auf, stehen blitzschnell hinter dem Gegner.

Dieser hat das Geräusch doch vernommen, wirbelt herum, die MP an der Hüfte im Anschlag.

Preissers Gewehrkolben ist jedoch schneller. Der Russe fällt nach hinten in ein Gestrüpp.

Die Männer fassen ihn an Armen und Beinen, schleppen ihn eine Strecke weit, setzen ab. Erschrocken fahren sie zusammen, als Gestalten sich plötzlich vom Boden erheben.

„Verdammt! Wenn ihr ‚Iwans‘ gewesen wäret ...“, flüstert der Unteroffizier, als er auf die anderen Männer stößt, die hier gewartet hatten.

Wortlos übernehmen sie den bewußtlosen Gegner, schleppen ihn abwechselnd der eigenen Stellung entgegen.

Ruckartig bleiben die Männer stehen, setzen den Russen ab. Sie sehen sich gegenseitig an, obwohl keiner in der Dunkelheit das Gesicht des anderen zu erkennen vermag. Sicherlich grinsen die Soldaten; eine andere Reaktion auf das völlig Unerwartete ist kaum möglich. Sie brauchen nur die Augen zu schließen, um sich in der Heimat, im tiefsten Frieden zu wähen.

Laut und deutlich klingt es jetzt durch die völlige Stille: „Bei dir war es immer so schön ...“

Die Nacht ist erfüllt von Musik, die sehnsüchtig aus der Ferne aufklingt, in den Raum schwimmt. Die Geigen schluchzen, Holz- und Blechbläser untermalen, und die Bässe brummeln heimelig dazwischen. Eine weiche Frauenstimme setzt im Refrain an, beherrscht jetzt die Dunkelheit, die Herzen der zuhörenden Männer.

Eine Frauenstimme beeinflusst das Kampfgeschehen. So plötzlich, wie sie gekommen ist, verstummt sie wieder.

War das ein Spuk, sind die Nerven schon so schlecht, daß man den Kontakt mit der Wirklichkeit verliert?

Eine harte, akzentuierte Männerstimme brüllt jetzt in die Nacht. Sie ruft die Soldaten auf, den sinnlosen Krieg, das Blutvergießen zu beenden. Das Leben habe angenehmere Seiten.

„Kommt zu uns, Kameraden! Gute Verpflegung, Entlassung in die Heimat sind euch zugesichert. Beendet den Krieg! Morgen wird die Rote Armee zur großen Offensive ansetzen, wird die deutsche Armee zermalmen. Wollt ihr leben? – Dann kommt zu uns!“ endet die Stimme in der Aufforderung zum Überlaufen.

Schneidig hämmert der Lautsprecher zum Abschluß einen Marsch in die Nacht.

Sekundenlang ist es lautlos still. Die letzten Takte Musik klingen noch in den Ohren nach. Je nach Temperament verarbeitet jeder die Eindrücke, denkt darüber nach.

„Denkste! – Die wollen uns weichmachen!“ sagt eine Stimme im Dunkel trocken.

Wer hätte nicht gerne Frieden, wer wäre nicht lieber zu Hause, wer träumte nicht von seinem Mädchen, der Frau, den Kindern?

Alle!

Doch das hier war durchsichtige Propaganda, versprach ein Paradies, um die Hölle zu geben.

Als Antwort bellen jetzt einige MG in die Dunkelheit, schicken einen langen Faden Leuchtspur hinüber.

Prompt wird das Feuer erwidert. Das Geplänkel währt eine ganze Zeit; Granatwerfereinschläge wuchten ab und zu dazwischen. Das alltägliche gewohnte Konzert ist in vollem Gange.

Der bewußtlose Russe ist inzwischen

zu sich gekommen. Ratlos sieht er um sich, bewegt die auf dem Rücken gebundenen Hände.

„Der ist musikalisch! Die Marschmusik von drüben hat ihn wieder munter gemacht!“ sagt Preisser und packt den Gefangenen am Kragen, stellt ihn auf die Beine, stubst ihn vor sich her. Den Lauf der MP hält er ihm ins Kreuz, um keine Fluchtgedanken aufkommen zu lassen. Wortlos laufen die Männer durch das hohe Gras, das noch immer naß an die Stiefel platscht.

„Parole!“ tönt es plötzlich voraus in der Finsternis, obwohl kein Mensch zu erkennen ist.

„Nordmeer!“

„Wir haben schon Schlimmes befürchtet! – Ah, ihr bringt Besuch mit!“ sagt der Posten und richtet sich aus der Deckung hoch.

Die Landser stapfen hintereinander dem Gefechtsstand zu, froh, den Auftrag erfüllt zu haben und mit heilen Knochen davongekommen zu sein.

Das Hindenburglicht⁸⁾ flackert unruhig hin und her, wenn sich die Zeltbahn bewegt und eine Gestalt sich hereinzwängt. Die Flamme duckt sich, strebt dann lang hoch, wenn die Luft sich wieder beruhigt hat.

Die Schatten, riesengroß und unförmig an die verfallenen Mauern geworfen, stehen nun ruhig, verändern sich nur langsam durch die Bewegungen der versammelten Männer.

Es geht ziemlich eng zu in dem kleinen Raum, der, nach oben offen, den dunkelverhangenen Himmel sehen läßt. Er bildet einen harten Gegensatz zu den hellerleuchteten Mauern.

Um eine Kiste, den Tisch ersetzend, sitzen auf Steinen und Kartuschkisten die Kompanieführer, Offiziere und Portepeträger.

Leises Stimmengemurmel ist zwischen den Mauern, schwebt nach oben fort. Einzelne Zigaretten glühen auf, tauchen die Gesichter der Versammelten in roten Schimmer. Der Rauch kräuselt um die Köpfe, zieht sich an den Wänden empor, entschwindet.

„Meine Herren!“ beginnt der Kommandeur, ein Major, die Lagebesprechung. Er ist ein kräftiger, breitschultriger Mann im mittleren Jahren. Sein etwas breites Gesicht mit der stumpfen Nase und den aufgeworfenen Lippen wirkt bäuerlich. „Die Ergebnisse unserer nächtlichen Unternehmungen liegen vor. Bedingt durch den Verlauf der HKL⁹⁾ – entlang der Bahnlinie Paschvani-Jassy im Norden, dem Lauf des Sereth im Westen, dem Lauf des Pruth im Osten – haben wir uns nach drei Seiten zu verteidigen. Nur der Süden bleibt uns vorläufig als feindfrei gemeldeter Abschnitt, der weniger unserer Aufmerksamkeit bedarf.

Drei Spähtrupps sind eben zurückgekehrt und sagen übereinstimmend aus, daß der Feind eine Massierung von Truppen und Waffen an unserem Abschnitt durchgeführt hat. Nach eigenen Ermittlungen und Gefangenenaussagen sind diese Kräfte für den morgigen Großangriff bereitgestellt worden. Es wird damit gerechnet, daß die Sowjets etwa um neun Uhr angreifen.

Es ist unseren Sturm pionieren gelungen, beim Gegner Verwirrung zu stiften und einen Teil des Tunnels sowie der Gleisanlagen zu zerstören, womit Nachschubmöglichkeiten des Feindes per Bahn vorerst wegfallen.

Dessen ungeachtet hat der Russe starke Infanteriekräfte und ausreichend Artillerie bereitstehen, um uns das Leben schwerzumachen. Panzer werden kaum zum Einsatz gelangen, da das sumpfige Gelände denkbar ungünstig ist.“

Der Major macht eine kurze Pause,

horcht auf den Einschlag einer Granate, die unweit in den Boden wühlt.

Ein fahler Streifen Grau schleift bereits über den dunklen Himmel, läßt die fernen Wipfel der Karpaten eckig hervortreten. Im Osten schickt die aufgehende Sonne zartes Rosa über den Horizont und badet die ersten Strahlen in der glänzenden Flut des Pruth.

Die Männer gehen zu ihren Einheiten zurück, geben Anweisungen, versuchen noch eine Stunde Schlaf zu finden.

Wer weiß, wann man wieder Gelegenheit dazu bekommt.

Der Morgen des 20. August 1944 dämert herauf. Vor der Ewigkeit ist es ein Tag wie jeder andere. Für alle Landser, die zu diesem Zeitpunkt im Abschnitt Jassy-Roman den Schlaf aus den Augen reiben und damit Toilette und Frühstück gleichzeitig ersetzen, ist es ein Tag bösen Erlebens, für viele von ihnen der letzte ihres Lebens.

Das Morgenrot erhebt sich über die Schatten der Nacht und erweckt die Farben der Natur zu neuem Glanz. Dick kleben die Tauperlen an den Gräsern, glänzen wie verstreute Edelsteine. Feine, schmale Dunstfäden wehen aus den Niederungen, legen einen milchigen Nebel über das Land, erhöhen noch die vorhandene, unwirkliche Stille.

Unteroffizier Lenz rollt sich aus seiner Decke, wirft sie zur Seite. Er rappelt sich hoch, dehnt, streckt den schlanken Körper, daß die Knochen leise knacken. Während er sich an den morschen Holzänden vorbeizwängt, die als Überreste des alten Schuppens stehengeblieben waren, langt er sich aus der Tasche eine Zigarette, duckt sich kurz, steckt sie an und macht einen tiefen Zug.

Die Glut in der hohlen Hand verbergend, geht er jetzt gebückt hinter einen Bretterverschlag, wo der Posten, ihm

den Rücken zukehrend, das Gelände beobachtet. Drohend, das Rohr feindwärts gerichtet, steht die 7,5-cm-Pak, den Verschuß mit einer Zeltbahn verhangen, im Schatten des Schuppens. Matt schimmern die sichtbaren Teile hervor.

Der Posten wendet jetzt den Kopf, blickt den Geschützführer an.

„Nun?“ fragt dieser und läßt sich neben dem Landser nieder. Er nimmt aus dessen Hand das Glas und blickt zum Feind hinüber.

„Verdammt ruhig! Verdächtig!“ gibt der Posten Auskunft und unterdrückt ein Gähnen.

Lenz sagt nichts, führt nur das Glas langsam über den einzusehenden Abschnitt, beobachtet scharf.

Abgesehen von einzelnen Gestalten, die sich in der Stellung des Feindes manchmal zeigen, kann auch er nichts Besonderes erkennen.

Er blickt kurz auf seine Armbanduhr. „4 Uhr 50“, sagt Lenz mehr für sich.

Der Unteroffizier übergibt dem Posten wieder das Doppelglas, geht geduckt nach hinten.

„Um fünf Uhr wirst du abgelöst; ich wecke den Posten!“ sagt Lenz im Weggehen.

Der Posten nickt als Zustimmung; er freut sich bereits darauf, in seinen warmen Schlafsack schlüpfen zu können. Ihn fröstelt ein wenig in der Morgenluft.

Unteroffizier Lenz kaut an einem Stück harten Kommissbrot und spült die Bissen mit kaltem Kaffee hinunter. Zwischendurch fährt er mit einem zähneartigen Kammstummel durch das dunkle Haar, betrachtet in einem Spiegelscherben die langen Bartstoppeln in seinem schmalen, tiefbraun gebrannten Gesicht.

„Man müßte sich mal wieder richtig waschen und pflegen können. Ein richtiges Frühstück ...“, sinniert er und gräbt

die Zähne wieder in das Brot – hält plötzlich im Kauen inne.

Was war das?

Wie ferner Donner rumpelt es draußen, als ob ein Erdbeben losbräche.

Lauter, drohender schwillt der Donner an, schwingt näher, wird zum Brüllen, Tosen, Rumoren.

Dann bricht die Hölle los!

Krachen ohne Ende, schauerliches Bersten der heranjagenden Granaten. Die Erde erzittert, die Mauerreste erschüttern, brechen auseinander, poltern übereinander. Schwarze Rauchfontänen schießen hoch, Splitter pfeifen umher, schlagen prasselnd in den Boden.

Die Erde, eben noch bedeckt vom sattem Grün des Grases, tut sich auf, gähnt in tausend schwarzen Schlünden. Erdbrocken spritzen durch die Luft, klat-schen in das Wasser der Weiher, daß es hoch aufspritzt. Flutschend sausen Granaten hinterher, bohren sich in den weichen Grund. Wie bei einem Vulkanausbruch schießt ein Wasserstrahl hoch, Schlamm und zerfetzte Schilfreiste fliegen umher, patschen breig an Land und an die Körper der Soldaten.

Ohne Unterlaß rumoren beim Feind drüben die Abschüsse.

Eiserner Regen, bestehend aus bizarren, messerscharfen Splittern aller Größen, siebt durch die Luft, heult gräßlich hernieder auf Land und Menschen.

Ein schauerliches Konzert voll disharmonischer, greulicher Geräusche erfüllt den Morgen. Die dumpfen Schläge der Artillerieabschüsse vermischen sich mit dem hellen, harten Blubbern der Granatwerfer.

Gleich riesigen, feurigen Insekten spucken „Stalinorgeln“⁽¹⁰⁾ die todbringende Sendung in den Himmel.

Jeder Landser weiß, was es geschlagen hat!

Sie hocken zusammengekrümmt in den Löchern, die Finger in die Erde ver-

krallt, mit angstgeweiteten Augen, klopfenden Herzen und zusammengebissenen Zähnen. Trotz größter Anstrengung, ruhig zu bleiben, zittern die Körper wie im Fieber, tritt der Schweiß auf die Haut.

Manche schreien, um der inneren Spannung zu begegnen, andere beten, lachen hysterisch, weinen.

Gefährlich tobt es in den Lüften, rumort es in der Erde.

Sofort zu Beginn des Infernos hat sich Unteroffizier Lenz zu Boden geworfen. Er liegt mit dem Gesicht nach unten und hat den Kopf zwischen den gewinkelten Armen versteckt. Wuchtig schlagen die Granaten ein, heben das Gemäuer aus, wirbeln die Brocken durch die Luft. Splitter fetzen umher und suchen nach Opfern.

Staub und Pulverdämpfe schleppen zäh über den Boden, kriechen als stinkende Schwaden durch alle Ritzen. Balken und Bretter des Schuppens schummern kreuz und quer, kippen übereinander, stellen sich sperrig hoch und klat-schen flach an die Erde.

Lenz ist mit einem Satz hoch, stürzt über das Geröll davon zum Geschütz. Granaten winseln heran, zwingen ihn, immer wieder Deckung zu nehmen. Dreck und Ziegelbrocken überschütten ihn.

Der Unteroffizier taucht aus dem Schutt auf, rennt die letzten Meter und wirft sich hinter einen Mauerrest zu seinen Männern.

Aus angstgeweiteten Augen sehen ihn die anderen an.

Lenz wirft einen kurzen Blick zum Geschütz, das zum Teil vom Geröll verdeckt ist, aber sonst nichts abbekommen hat.

Das war entscheidend; das bißchen Dreck ließ sich leicht entfernen.

Denn bald würde der sowjetische Angriff beginnen!

Jetzt war es erst die Feuervorbereitung, das Mürbemachen, der Prolog zu dem nachfolgenden Drama.

Wenn der Russe doch endlich angreifen würde!

Das hier machte einen kaputt! Stillzuhalten und wehrlos auf den Tod zu warten ist furchtbar!

Ein lautes Brummen aus der Höhe schwillt heran, übertönt noch den Lärm der Granaten, schallt in Wellen durch den weiten Raum.

Schwarze Punkte kleben am Himmel, kommen wie ein Schwarm Riesenvögel näher, wachsen ständig.

„Schlächter¹¹⁾!“ sagt ein Landser fast tonlos und drückt damit die Hoffnungslosigkeit ihrer Lage aus.

Gleich lauernden Geiern stoßen die Flugzeuge vor, und eine Sturzflut von Bomben purzelt erdwärts. Der Boden wird umgepflügt unter den Einschlügen, begräbt alles unter sich.

Eine deutsche Flak¹²⁾ beginnt zu hämmern. Weiße Punkte zeichnen sich im Blau des Morgens, tasten sich an die Schlachtflugzeuge heran. Enger und enger stechen die Wölkchen an die Maschinen. Eine gewaltige Stichflamme leuchtet plötzlich auf, Metallfetzen rasen vom Himmel, schlagen irgendwo ins Gebüsch oder wühlen sich krachend in den Sumpf. Dicke schwarze Qualmwolken wälzen sich aus dem Gelände, zergehen nach den Seiten.

Ein Fallschirm klebt am Himmel; als winziger Punkt pendelt der Flieger dahin und her.

Das Geschehen in der Luft lenkt die Landser etwas ab, läßt sie nur bei nahen Einschlügen der Granaten zusammenzucken.

Lenz sieht kurz auf die Uhr: gleich sechs Uhr!

Wie lange sollte das Höllengewitter noch anhalten?

Wann kommt der Russe?

Wie viele mag es schon erwischt haben? Wie viele werden noch folgen?

Der Unteroffizier nimmt das Glas vor die Augen, späht hinter der Deckung hervor.

Rauch und Qualm hängen über dem Abschnitt. Dunkle Strähnen quirlen dazwischen, wehen hoch, werden durch den Sog der Einschlüge wieder herabgerissen. Wie der Gischt einer Brandung schleppen die Nebel durch das Gelände, decken es zu, lassen nur manchmal die umgewühlten Flächen des Bodens in kleinen Lücken sichtbar werden.

Der Nebelschleier verbirgt auch die zahllosen schwarzen Punkte, die sich jetzt von der Erde lösen und sich über das Gelände ergießen.

Endlos scheint die Schar, die sich rasch bewegt und näher rückt.

Das Grollen der Artillerie hört schlagartig auf. Eine unwirkliche, schmerzende Stille stürzt plötzlich über das Land, die nach dem vorhergegangenen Inferno doppelt spürbar ist.

Die Landser lauschen mißtrauisch, richten sich in den Löchern langsam hoch, recken die Nasen über die Deckung.

Das Grauen ist vorbei! denken die Neulinge.

Jetzt geht es los! wissen die „Alten“.

Viele wissen überhaupt nichts mehr!

Minuten kriechen dahin, in denen nichts passiert, als daß einer seine Wunden verbindet, sich davonschleppt, ein anderer einem Sterbenden den letzten Trost zuspricht.

Dann hört es jeder!

Die Angst springt die Landser erneut an wie ein wildes Tier, die Haare schmerzen plötzlich unter dem Stahlhelm und scheinen abbrechen zu wollen, die Gänsehaut schießt plötzlich hervor, kribbelt am Körper.

Ein Ton schleicht sich heran, erst leise, dann in Wellen, wird lauter, schwillt an, brüllt in den Ohren.

„Urräh ...“

Tausende Kehlen, Tausende Lungen
schreien diesen Ruf heraus.

Die Sowjets greifen an!

Es wimmelt von olivgrünen Gestalten,
die sich durch das Gelände heranarbei-
ten, von Deckung zu Deckung springen.
Das Bellen ihrer MP, das Knallen der
Gewehre eilt ihnen voraus, die Geschos-
se winseln herüber, suchen die Ziele.

Immer neue Wellen treiben heran.

Die russische Walze rollt!

Wird man sie stoppen können?

Zum Erstaunen des Gegners erheben
sich die längst totgeglaubten Landser
aus der Erde, ziehen die Schäfte der
Waffen in die Schultern, beißen die Zäh-
ne aufeinander und ziehen durch.

Endlich kann man etwas tun, endlich
sich wehren!

Hart hacken die Waffen los, prasseln
die Geschosse in die anrennenden Hau-
fen.

Arme schlagen hoch, Gestalten kip-
pen, stürzen übereinander, stauen sich.

Unerbittlich bellt es weiter, mähen,
sieben, rasseln die MG, die MP und Ka-
rabiner.

Heiße Läufe werden in das aufzi-
schende Gras geschleudert, andere
spucken wieder die tödlichen Kugeln.

Munitionsgurte füttern rasselnd die
MG, fallen leer auf den Boden.

Patronenhülsen hupsen über die Erde,
leere Magazine gesellen sich dazu.

Wo kommt plötzlich dieser Wider-
stand her?

Der Angriff stockt, die Russen neh-
men Deckung, laufen zurück!

Eine neue Welle fängt sie auf,
schwemmt sie im eigenen Lauf mit, spült
sie wieder gegen die deutschen Stellun-
gen.

„Dawai¹³⁾! Dawai!“

„Urräh ...“

Der Tod schwingt die Sense, mäht un-
entwegt. Verwundete krümmen sich vor

Schmerzen, wälzen sich am Boden,
schreien markerschütternd. Sie versu-
chen sich aufzurichten, stürzen, stöh-
nen, recken die Arme hilfesuchend den
Kameraden entgegen.

Keiner achtet darauf – hier geht es um
das eigene Leben. Erbarmungslos treten
die Stiefel daneben, darüber, darauf.

„Schläft denn unsere Ari¹⁴⁾?“ brüllt
Preisser wie ein Berserker, und seine MP
rattert den Angreifern entgegen. Zu sei-
nen Füßen liegen zwei leere Magazine;
das letzte hat er in der Waffe. Wenn hier
nicht die Artillerie dazwischenhaut, ist
alles aus! geht es ihm durch den Kopf,
als er die endlosen Wellen der Russen
heranbranden sieht.

An verschiedenen Stellen ist der Feind
bereits eingebrochen, versucht die Stel-
lung nach den Seiten aufzurollen.

Verzweifelte Einzelkämpfe finden
statt.

Es dröhnt durch die Luft, und die
Granaten der eigenen Artillerie winseln
über die Köpfe der Landser, schlagen
zwischen und hinter die angreifenden
olivgrünen Gestalten.

„Zu spät! Viel zu spät!“ schreit Preis-
ser in heller Verzweiflung und peilt nach
vorn, wo die Russen volle Deckung neh-
men.

Nach und nach leben die Abschüsse
anderer Batterien im Hintergrund auf,
schleudern ihre Granaten in den Geg-
ner.

Die Mienen der Landser hellen sich
auf: Vielleicht schaffen wir es doch
noch!

Plötzlich schweigen die eigenen
schweren Waffen wieder. Keine Granate
mit ihrem ekligen und doch in diesem
Fall für Landserohren so sympathischen
Heulen kommt mehr.

„Ist das alles? Mist!“ brüllt der Ge-
freite Neuer enttäuscht.

Und sein Kamerad Preisser setzt hin-
zu: „Jetzt ist der Ofen aus! Führen wir

denn allein Krieg? Keine Pak, keine Ari – nichts!“

Während über ihre Köpfen die Granaten hin und her fegen, kämpfen die Infanteristen verbissen um jedes Dekungslos, um jeden Meter Boden. Verzweifelt wehren sich die Landser gegen die Übermacht der zahllos anrennenden Russen.

Munitionsmangel macht sich bemerkbar, an Nachschub ist nicht zu denken.

Und dann bricht der Widerstand zusammen!

In hastiger Flucht suchen die Soldaten dem sicheren Untergang zu entkommen, rennen um das Leben. Einige stürzen, werden von den Kugeln zersiebt, andere krallen sich unter den Schmerzen der Verwundung in die Erde.

„Ruki werch!¹⁵⁾“ schallt es laut, und eine andere Bewegung als die, der Anforderung bedingungslos nachzukommen, bedeutet den sicheren Tod.

Erschöpft, entmutigt, mit einem flauen Gefühl im Magen, stolpern die Landser über den zerwühlten Boden. Die Russen stoßen ihnen die Läufe der Waffen ins Kreuz, treiben sie zum Laufen an.

Ade, Heimat, ade, Deutschland!

Für diese tapferen Männer beginnt das schwärzeste, elendste, erbärmlichste Kapitel ihres Lebens.

„Feuer!“ brüllt der Geschützführer Lenz seinen Kanonieren zu, und in kurzen, harten Abschüssen heulen die Granaten zum Feind hinüber.

Doch auch die sowjetische Artillerie hat sich eingeschossen. Ein wuchtiger Einschlag sitzt knapp vor dem Mauerrest, hinter welchem Lenz seinen Beobachtungsstand hat. Die Erde erzittert, Ziegelbrocken sirren durch die Luft, ein Loch zeichnet sich im Boden ab, und die herausgewühlten Grasbüschel und

Sumpffladen klatschen im weiten Umkreis auf den Boden zurück.

Kaum hat sich der Staub verzogen, als die nächste Granate heranheult.

Ohrenbetäubend drischt sie ganz in der Nähe in einen Haufen Geröll, daß Splitter und Steine regendicht seitlich absprühen, wie ein Trommelwirbel an den Bretterverschlag hämmern.

„Stellungswechsel!“ brüllt der Unteroffizier nach hinten, schwingt sich in weiten Sätzen zum Geschütz. Wie im dichten Nebel stehen plötzlich die Gestalten der Männer neben ihm, fassen mit harten Fäusten in die Holme und Räder, zerren die Kanone mit äußerster Kraft nach der Seite in eine andere Dekung.

Noch während des Manövers kracht die dritte Granate in die eben verlassene Stellung des Geschützes.

Ein Krater tut sich auf, gleich grimmen Insekten summen die Fetzen des Geschosses umher, peitschen pfeifend in das Holz.

Wo die Landser gerade sind, krallen sie sich in den Boden, werden vom Dreck verschüttet.

Vom Luftdruck wird das Geschütz umgeworfen, läßt das linke Rad in die Luft hängen.

Wie durch ein Wunder ist niemand verwundet, weil durch umherliegendes Mauerwerk doch etwas Schutz gegeben ist.

Schnell stellen die Soldaten die Pak wieder auf, schieben sie in die neue Stellung, machen sie fertig zum Einsatz.

Während Lenz nach vorn robbt, um sich ein Blickfeld zu verschaffen, arbeiten die Männer der Bedienung fieberhaft an ihrem Geschütz.

„Feuerbereit!“ ruft plötzlich einer aus.

Doch was ist das?

Weder das Nachbargeschütz noch die Infanteriewaffen schießen weiter.



„Da! – Die Grenadiere gehen stiften!“ ruft plötzlich Obergefreiter Ohlmann und deutet mit dem linken Zeigefinger seitlich ins Vorfeld.

Wie eine Herde Schafe vor dem Wolf stieben die Landser nach hinten davon, nehmen vor dem Beschuß zuweilen Dekkung, um wieder hastig weiterzulaufen.

Einige Soldaten stolpern schwitzend vorbei, sehen mit ängstlichen Augen um sich, stutzen, als sie die Pak erblicken.

Mehrere Landser reißen während des Laufs die Schlösser aus den Karabinern, werfen sie ins Gesträuch, die Gewehre schleudern sie in die Sumpflöcher. MG und Munitionsgurte liegen verstreut im Gelände.

Jeder ist nur darauf bedacht, möglichst schnell und ungehemmt vorwärts zu kommen. Ganze Gruppen brechen im Haufen durch die Kusseln, treiben sich durch die Angst gegenseitig an.

„Halt! Zurück ...!“ brüllt es ihnen plötzlich entgegen.

Ein großer, breitschultriger Hauptmann steht breitbeinig da, seine Pistole den heranjagenden Soldaten drohend entgegenhaltend. Die Uniform des Offiziers ist dreckverschmiert. Die Augen glitzern, im Schatten des Stahlhelmes liegend, gefährlich hervor.

Einige Soldaten umstehen ihn mit gefällttem Gewehr, sehen den zurückflutenden Kameraden mit gemischten Gefühlen entgegen.

Die vordersten der Flüchtenden bleiben ruckartig stehen, daß die Nachkommenden auf sie auflaufen.

Keuchend, die Augen gehetzt auf die im Anschlag befindlichen Waffen gerichtet, verharren sie unschlüssig.

„Zurück! – Los!“ schreit der Offizier mit sich überschlagender Stimme und kommt auf sie zu, von einem zum anderen blickend. „Seid ihr denn wahnsinnig geworden, oder habt ihr vor lauter Feigheit den Kopf verloren?“

Ein Gefreiter, ein vierschrotiger Mann, löst sich von den anderen, kommt heran. „Wir sind nicht feige, Herr Hauptmann, wir haben nur keine Munition mehr! Sie können uns doch nicht sinnlos verrecken lassen!“

Mit hörbarem Klicken legt der Offizier den Sicherungshebel seiner Pistole um, richtet die Mündung drohend auf den Bauch des Sprechers. „Munition liegt genug herum, und wenn verreckt wird, dann tun wir es gemeinsam! Los, zurück!“

Ein Feldwebel der Grenadiere hastet heran, sieht sich suchend um, stürzt auf den Hauptmann zu.

Dieser blickt ihn mißtrauisch an, die Augen zu kleinen Schlitzen gepreßt.

Der Feldwebel baut sich vor dem Offizier auf, seine MP in der Linken haltend. Der Ärmel seiner Rechten hängt in Fetzen herab und ist mit Blut verschmiert.

„Bitte um neue Befehle, Herr Hauptmann! – Unser rechter Nachbar, die 5. Kompanie, hat fluchtartig die Stellung geräumt, der Russe rollt von der offenen Flanke her unsere Stellung auf. Der Chef und die Zugführer sind ausgefallen!“ keucht er eilig hervor.

Wortlos, nur die Augen auf die umstehenden Männer gerichtet, hört sich der Offizier die Meldung an.

„Mitkommen!“ befiehlt er barsch, schreitet zwischen den Landsern durch, die zur Seite treten und sich erst zögernd, dann entschlossen anschließen.

Der Hauptmann dreht sich kurz um. „Lassen Sie sich verbinden, dann kommen Sie nach!“ ruft er dem Feldwebel zu.

Viele Landser, die zurückgehen, begegnen ihm, stutzen.

„Hierher!“ brüllt ihnen der Hauptmann entgegen und zwingt sie zur Umkehr.

„Leutnant, übernehmen Sie den Haufen! Flanke abriegeln!“ befiehlt er einem Versprengten, dann eilt er im Laufschritt nach vorn.

Hinter einem Geröllhaufen geht der Hauptmann in Stellung, läßt die MP, die er herrenlos im Gelände fand, gegen die Angreifer hämmern.

„Stellung! Feuer frei!“ brüllt er nach den Seiten.

Die Landser, angeregt vom Beispiel des Offiziers, führen verbissen die Befehle aus, schießen mit neuem Mut in die Reihen des Feindes.

Die Russen sind verblüfft durch den plötzlichen Widerstand, müssen im Hagel der ihnen entgegenjagenden Geschosse Deckung suchen.

Ihr Angriff kommt wieder zum Stehen.

„Feuer!“ schreit Unteroffizier Lenz zum wiederholten Male nach hinten und beobachtet das Vorfeld, wo die Landser sich verzweifelt gegen die Übermacht wehren, nach hinten fliehen.

Wie Peitschenschläge knallen die Granaten der Pak zwischen die verfolgenden Russen, reißen Lücken in ihre Reihen. Doch es sind zu viele!

„Wir haben keinen Schuß mehr!“ schreit eine heisere Stimme vom Geschütz her.

„Verdammt! – Im Mannschaftszug Geschütz zurück!“ brüllt Lenz und hastet zu seinen Männern.

„Das schaffen wir nicht!“ mault einer und zeigt auf den völlig von Kratzern übersäten, zerwühlten Boden.

„Los!“ gibt der Geschützführer, ohne den Einwand zu beachten, seinen Befehl. Er packt mit harten Fäusten den Holm.

Ächzend unter der gewaltigen Anstrengung zerrt die Bedienung die Kanone meterweise über die Geröllberge und Trichter nach hinten.

Granatwerfereinschläge der Russen wühlen sich in der Nähe in die Erde, schleudern Dreck und Splitter umher.

„Das ist doch Wahnsinn!“ schnauzt ein Obergefreiter keuchend und wischt den Schweiß mit dem Ärmel aus dem Gesicht.

„Panzer von hinten!“ brüllt jetzt ein anderer und sieht sich erschreckt um.

Alle horchen.

Wo sollen denn in diesem Sumpfgelände Panzer herkommen?

Hinter einer Gruppe Kusseln röhrt ein Diesel laut herüber; deutlich ist zu vernehmen, wie der Fahrer schaltet und erneut Gas gibt.

Lauter schwillt der Lärm, brüllt wie ein Urtier aus dem Hinterhalt.

Die Männer stehen unschlüssig, die Augen ängstlich auf die Sträucher gerichtet, hinter denen jeden Augenblick der Panzer hervorbrechen mußte.

„Geschütz fertigmachen zur Sprengung!“ zischt Lenz, packt seine in Vorbereitung gehaltene Panzerfaust¹⁶⁾ und springt in langen Sätzen gegen die Kus-

seln hin. Seitlich davor, in den Ruinen eines Hauses, geht er in Stellung, lauert.

Er spürt, wie das Warten an den Nerven zerrt, wie die Handflächen feucht werden.

Unter dem Donnern des Motors erstickt der Kampfplärm der Infanteriewaffen.

Äste biegen sich plötzlich zur Seite, werden niedergewalzt, in den Morast gestampft.

Wie ein unförmiger Schatten schiebt sich etwas heran, bricht sich gewaltsam Bahn.

Lenz ist längst im Anschlag, visiert den Koloß an, läßt ihn noch näher herankommen.

„Verflucht!“ faucht er dann, setzt die Waffe ab und rennt der Zugmaschine entgegen, ruft, hängt sich daran.

„Wo ist die Spritze?“ schreit der Fahrer, um den Motorenlärm zu übertönen.

Lenz weist ihn mit der ausgestreckten Hand ein, die Männer am Geschütz winken, als sie den Schreck überwunden und das Fahrzeug erkannt haben.

Plötzlich wachsen Dreckfontänen aus dem Boden, laute Detonationen folgen hinterher. Splitter fressen sich wild in die Wände der Zugmaschinen, sausen singend daran vorbei.

Blitzschnell reißt der Fahrer das Steuer herum, tritt stark das Gaspedal durch. Das Fahrzeug erzittert, schaukelt in stemtem Schwanken über die Unebenheiten des Bodens, wendet.

„Zwecklos! – Schaffen wir nicht!“ schreit der Fahrer heraus und läßt den Motor erneut aufheulen.

Ein gefährliches Winseln schwingt durch die Luft heran, verschlingt alle anderen Geräusche.

Der Fahrer zieht die Bremse, wirft sich mit einem gewaltigen Satz vom Fahrzeug in die nächste Deckung.

Auch Lenz und seine Männer, die das

Wenden der Zugmaschine beobachtet hatten und herangelaufen waren, liegen flach an der Erde.

Die heranjaulenden Granaten wühlen sich mal weiter, mal näher in den Boden, speien den tödlichen Eisenregen in die Runde.

Obergefreiter Bienert spürt einen harten Schlag am Kopf, dann wird es Nacht um ihn – ewige Nacht!

Kaum sind die Einschläge verraucht, heult die Zugmaschine wieder auf, mahlt sich weiter nach hinten.

Lenz will gerade nach vorn springen, um das Geschütz zu sprengen, als ihm ein lauter Knall entgegenschallt. Kurz danach kracht der Einschlag eines überschweren Granatwerfers vor ihm in den Boden.

Als sich Lenz vom Boden erhebt, hört er in Richtung des Geschützes ein lautes Stöhnen.

Er arbeitet sich an die Kanone heran, sieht, daß sie durch Sprengung unbrauchbar gemacht ist.

Daneben kauert im Gras der Zugführer, Feldwebel Ganz, mit blutüberströmtem Gesicht.

„Ich hatte das Ding gerade gesprengt, als der Granatwerfereinschlag kam! – Haut ab, laßt mich liegen! – Hat ja doch keinen Zweck mehr ...“, stammelt der Feldwebel.

„Halt!“ brüllt Lenz nach hinten dem Fahrer zu, als er sieht, wie dieser sich anschickt, zu verschwinden.

Ein Mann der Geschützbedienung gibt dem Fahrer, der infolge des Motorenlärms den Zuruf nicht hörte, ein Zeichen, eilt dann zu Lenz.

Gemeinsam bringen die beiden den Verwundeten an das Fahrzeug, laden ihn ein.

Mit gewaltigem Brummen schiebt sich die Zugmaschine nach hinten. Lenz und die restlichen Männer der Geschützbedienung sitzen auf, schaukeln fort.

Heiß brennt die Sonne von dem wolkenlosen Himmel, der wie eine riesige Glocke das Land überspannt. Die Bäume und Sträucher lassen ihre Blätter schlapp herabhängen. Die Berge der Karpaten liegen verschwommen in der wabernden Luft, scheinen zu zittern.

Weißgraue Dunstwolken vermischen sich mit den Pulverdämpfen, schleppen zäh durch das Gelände. Die Grasnarbe des Bodens ist zerhackt, unzählige Trichter aus dunkler Erde treten als tiefe Narben ans Licht. Die Stellungen, die quer durch den Abschnitt laufen, sehen aus wie tiefe Schnittwunden.

Überall verstreut liegen die leblosen Gestalten in allen möglichen Stellungen auf dem Boden hingestreckt. Weggeworfene oder verlorene Waffen und Gerät aller Art blinken gleißend im Licht.

Und doch ist Leben in diesem Abschnitt!

Granaten heulen herüber, suchen sich eine Lücke zwischen den Trichtern, vermehren sie, wühlen die Erde um, lassen wie zum grausigen Spott die herrenlosen Waffen durch die Luft wirbeln.

Manchmal treffen sie auch ins Leben, reißen einen versteckt gelegenen Verwundeten, der sich eben hochrafft, um Hilfe zu suchen, brutal von den schwachen Beinen. Aufschreiend sinkt er hinab in das Heer der toten Kameraden, die ihn umgeben.

„Herr Hauptmann, wir sind eingeschlossen!“ keucht ein Bataillonsmelder, der sich eben in der Deckung des Hauptmanns niederwirft. „Befehl von Major Heiser: Das Bataillon geht zurück und setzt sich auf Roman ab! Der Russe ist rechts durchgebrochen, hat den Kessel geschlossen.“

Der Hauptmann blickt kurz auf den Soldaten, winkt einen in der Nähe liegenden Landser heran.

„Leutnant Stark, rechts von uns, soll sich mit den Männern absetzen; Treff-

punkt das Dorf Lubojan. Auffangstellung beziehen! – Los!“ sagt er zu dem Soldaten. Dieser springt geduckt davon, ab und zu in den Löchern Deckung vor den Granaten suchend. Auch der Melder des Bataillons pirscht sich wieder davon.

„Feuer!“ brüllt der Hauptmann seinen Männern zu und läßt seine MP wild losbellern.

Vor seinem Abschnitt hat sich der Angriff der Russen festgelaufen. Nur sprungweise arbeiten sie sich heran, versuchen einzeln einzusickern.

Schwitzend haben die Landser sich wieder in die Erde gegraben, Deckungslöcher geschaffen, die es ermöglichen, harten Widerstand zu leisten.

Sogar der Munitionsnachschub ist durch die Tatkraft des Hauptmanns in Gang gekommen.

Die Russen, fast nur auf Wurfweite entfernt, liegen flach auf dem Boden und haben sich nur notdürftig eingegraben oder in den Trichtern Deckung gesucht.

„Fertigmachen zum Gegenstoß!“ brüllt jetzt der Offizier, der die Chance erkennt, die Russen dadurch von der Absetzbewegung des rechten Nachbarn abzulenken.

„Der ist total bekloppt! – Übergeschnappt!“ flucht Preisser und klemmt ein neues Magazin in seine MP.

„Verrückter Hund!“ antwortet Neuer, kommt aber gleich dem Kameraden dem Befehl nach.

Und schon kommt das Kommando: „Sprung auf, marsch, marsch!“

Instinktiv schnellen die Männer vom Boden, jagen nach vorn, wild die Waffen abfeuernd.

Die Russen sind total überrascht. Kaum einer denkt an Widerstand.

Olivgrüne Gestalten lösen sich vom Boden, heben die Arme hoch, andere setzen in wilder Flucht nach hinten.

Russische Kommandos schallen kreuz

und quer; an manchen Stellen hacken MP los.

Allen voran stürmt der Hauptmann, die MP krampfhaft in den Händen haltend. Bellend hämmert seine Waffe in die Reihen der Feinde.

Immer weiter stößt er nach vorn, immer weiter drängt er den Gegner zurück.

Die Männer tun es dem Offizier gleich, kämpfen mit lautem „Hurra“.

Doch die Russen haben die Überraschung überwunden, klammern sich am Boden fest, feuern jetzt wild.

Die Landser gehen in Deckung, graben sich ein. Inmitten von Kusseln, mit Sicht auf das freie Gelände, erscheint dieser Platz weitaus günstiger für eine Verteidigung, als die letzte Stellung es war.

In kurzen Abständen pfeifen die Geschosse hinüber und herüber; ein bedeutungsloses Geplänkel.

Bald jedoch hat sich der Russe wieder eingeschossen. Die Granatwerfer schleudern ihre Geschosse herüber. Krachend wuchten sie in das Gebüsch, zerfetzen es. Die russische Infanterie versucht zeitweise kurze Vorstöße, die jedoch jedesmal abgewiesen werden.

Mittag ist längst vorüber, die Sonne brennt unbarmherzig auf das Land.

Verschwitzte kleben die Uniformen an den Körpern, Durst und Hunger wühlen in den Därmen.

„Der Alte ist von Eisen! – Ob der keinen Hunger spürt?“ sagt Preisser mit einem Anflug von Bewunderung und stößt Neuer an, in die Richtung zu blicken, wo der Offizier in seinem flachen Loch liegt, die Augen feindwärts gerichtet.

„Das wär' ein Chef für uns!“ meint Neuer anerkennend.

„Kennst du ihn?“

„Panzergrenadier! – Weiß der Teufel, wo er herkommt!“

„Als er uns aufgehalten hat, hätte ich

ihn zuerst am liebsten umgebracht! Aber dann habe ich gemerkt, daß man sich ihm anvertrauen kann; der weiß, was er will!“ sagt Preisser und gähnt gleich darauf.

Als ob die Hitze sich auswirkt, ist eine Müdigkeit über den Abschnitt gekommen. Nur vereinzelt zucken Schüsse auf, ein einsamer Einschlag kracht abseits. Preisser stubst den anderen an, deutet auf die Gestalt eines Soldaten, der sich unweit vom Loch durch die Sträucher zwingt, auf den Hauptmann zustrebt, sich neben ihm niederwirft.

Der Hauptmann ruft kurz darauf einen Unteroffizier zu sich, spricht mit ihm.

Bewegung kommt unter die Landser, als dieser zurückkehrt, wildes Feuer bricht los, prasselt zu den Russen hinüber, die das Schießen erwidern.

Dann setzen sich die Züge ab, schleichen vorsichtig zwischen den Sträuchern zurück.

„Jetzt latschen wir den Weg heute zum dritten Male! Bald kenne ich jeden Strauch!“ mault Preisser und spuckt bissig an einen Stamm.

Seitlich von ihnen hämmern plötzlich Schüsse los.

„Unsere! Lenken den ‚Iwan‘ ab!“ sagt Preisser sachlich und beschleunigt seine Schritte.

Bald mußte der Russe gemerkt haben, daß sie die Stellung geräumt haben; dann würde er wieder seine Feuerüberfälle starten.

Zwischen den Sträuchern hindurch werden die Ruinen von Luboan sichtbar. Nur Mauerreste sind von dem Dorf übriggeblieben, das unter dem Tromeln der russischen Artillerie zerbrach.

In einer Senke, die sich jetzt zeigt, fahren verschiedene Wagen über eine aufgewühlte Straße, schlenkern wie Riesenkäfer hin und her.

Soldaten, einzeln und in Gruppen, be-

wegen sich darauf, verstärken die hastig errichteten neuen Stellungen.

Die Auffangstellung hat den Vormarsch des Feindes gestoppt, die wilde Flucht der Landser in planmäßigen Widerstand umgeformt.

Jetzt ist dem Russen hier ein entschiedenes „Halt!“ geboten worden!

Ab und zu orgeln die Granaten herüber, suchen die neue Stellung zu zermürben, aber die Infanterie des Feindes ist zum Warten verurteilt, gräbt sich ein.

Die Versprengtenhaufen der Landser entwirren sich wieder, werden in die Verbände ihrer Einheiten eingegliedert, füllen die Gräben.

Stoßtrupps werfen den Gegner aus gefährlichen Plätzen, bügeln die Front gerade, schließen Einbruchstellen ab.

„Da ist ja unser Haufen!“ brummt Preisser, als er an einem Fahrzeug das taktische Zeichen der 176. Infanteriedivision erblickt. „Hauptsache, die Feldküche ist noch da!“

„Die liegt doch beim Troß in Kokoschaw! Meinst du, der Küchenbulle verteidigt hier mit dem Suppenlöffel in der Hand?“ sagt Neuer ärgerlich und sieht mißmutig auf das Durcheinander von Soldaten und Fahrzeugen.

„Auseinander! Los!“ brüllt ein Offizier die Fahrer an und rudert mit den Armen in der Luft. „Wenn der ‚Iwan‘ hier dazwischenhaut, ist es aus!“

Kurz entschlossen hält er eine Kolonne an, läßt die entgegenkommende passieren.

Wenn auch fluchend, gehorchen die Fahrer; bald entwirrt sich das Knäuel, und jeder kann seinen Weg ungehindert fortsetzen.

„Halt mal an!“ sagt Lenz zu dem Landser am Steuer. Dann beugt er sich über den Feldweibel, der stumm und zusammengekrümmt auf den Sitzen der

Zugmaschine liegt. Der Kopfverband ist überall vom Blut durchnäßt, die wenigen sichtbaren Stellen des Gesichtes sind bleich. Lenz berührt leicht den Arm des Verwundeten, spricht ihn an.

Doch er bekommt keine Antwort mehr; der Feldweibel ist tot.

„Weiter!“ sagt der Unteroffizier leise, und die anderen wissen Bescheid.

„He, Schöllner, wo ist denn unser Haufen, die 2. Panzerjägerkompanie?“ ruft er plötzlich einem Gefreiten der 3. Kompanie zu, der eben vorbeigeht.

„Die ist nicht mehr! Alle Geschütze ausgefallen, der Leutnant tot! – Wissen Sie, wo die dritte liegt?“ gibt der Gefragte Auskunft.

„Keine Ahnung! Komm hoch!“ sagt Lenz und hilft dem Landser in das Fahrzeug.

Weiter hoppeln sie durch die Schlaglöcher, kurven um die Granattrichter.

„Halt!“ ruft plötzlich jemand.

Eine Gestalt tritt hinter einem Strauch hervor, baut sich breitbeinig auf der Straße auf. Ein Blechschild vor der Brust des Mannes leuchtet hell in der prallen Sonne.

„Kettenhund¹⁷⁾!“ murmelt Schöllner, und ihm ist jetzt gar nicht wohl.

„Wohin?“ ruft der Feldgendarm und blinzelt mit den Augen, weil ihn die Strahlen der Sonne blenden. „Ich hoffe, nicht nach Hause!“

„Schön wär's, mein Lieber, wir sind Versprengte und suchen unseren Troß.“

„Na, dann schiebt ab, zwei Kilometer weiter steht ein Einweisungsposten!“

Die Zugmaschine quält sich weiter die zermahlene Straße entlang, hopst hinter einer Krümmung auf ein paar Katzen zu.

Andere Fahrzeuge hängen sich dahinter, ziehen wie im Konvoi entlang.

Kurze Zeit später hat Unteroffizier Lenz wieder eine Gruppe, zusammengepackt aus Versprengten, übernommen und ist dabei, die Stellung auszubauen.

Jetzt hat er einen Spaten in der Hand und wühlt sich in die Erde. Der Schweiß rinnt in Bächen über sein dunkelbraunes, kantiges Gesicht.

Die Sonne schickt sich an, hinter dem hohen Rücken des Gebirges zu versinken, taucht alles in grelles Abendrot. Als ob der ganze Höhenzug brenne, hängt die Farbe daran, läßt die dunklen Nadelbäume hart hervortreten. Lange Schatten schieben sich von den Hängen herunter, tasten sich vorsichtig in das Land.

Leises Singen schwingt in den Lüften, anzuhören wie ein kleiner Brummkreis. Der Ton wird lauter, drohender.

Am Himmel werden kleine Punkte erkennbar, wachsen zusehends, nehmen Gestalt an, leuchten silbern auf, wenn sie die Strahlen der untergehenden Sonne kreuzen.

„Die ‚Schlächter‘!“ ruft Preisser jetzt und hebt den Zeigefinger nach oben. „Der Tanz geht von vorne los!“

„Wir sitzen im Kessel; jetzt werden wir fertiggemacht!“ ergänzt Neuer den Gedanken des Kameraden.

Brummend hängen die Riesenvögel eine Zeitlang gerade über ihren Köpfen, gleiten viel zu langsam weiter.

Die Landser verfolgen mit den Augen den Flug, warten ängstlich auf den Angriff.

„Das gilt uns nicht! Die fliegen Richtung Jassy! Grabt weiter; wir kriegen noch früh genug Rabatz!“ sagt Unteroffizier Lenz, der die Stellung abgeht und sich orientiert.

„Ich würde lieber eine rauchen. Lorbeeren sind hier keine mehr zu holen!“ sagt Preisser und sieht seinen neuen Gruppenführer an.

„Da!“ sagt Lenz und reicht ihm eine Zigarette hin. „Denkt an den Rekrutenspruch: Schweiß spart Blut!“ Dann geht der Unteroffizier gebückt weiter, sich Einzelheiten des Geländes genau einprägend. Er hat das bestimmte Gefühl,

daß der Russe nachts versuchen würde, den Kessel einzudrücken; dann würde es gut sein, wenn man die Gegend kannte.

„Der Unteroffizier scheint in Ordnung zu sein; versteht auch was vom Infanterieeinsatz!“ sagt Preisser, als er den ersten Zug der geschenkten Zigarette entnimmt und sie an Neuer weitergibt.

Dieser gibt sich erst weltentrückt dem entbehrten Genuß des Rauchens hin, bevor er zustimmend nickt.

Nach wenigen Minuten ist Unteroffizier Lenz zurück.

„Einer von euch kann mitkommen – Kochgeschirre mitbringen.“

Die Landser lassen sich das nicht zweimal sagen. Im Nu hat Preisser die Kochgeschirre bereit und geht neben dem Unteroffizier her.

Plötzlich ist die Sonne verschwunden. Das Land erscheint im gedämpften Licht; die satten Farben sind verblaßt, scheinen übertüncht. Die frühe Dämmerung schleicht von den Bergen nieder, macht deren Umrisse unklar, verschwommen. Nur die oberen Ränder der Gebirgskuppen glühen in den Himmel hinein.

„Hm, gut!“ sagt Neuer mit vollem Mund und kaut wieder. In unablässiger Folge taucht er den Löffel ein, führt ihn zum Mund. Die Welt ist um ihn versunken, besteht nur noch aus Kochgeschirr, Löffel und Essen.

Den anderen Landsern geht es ebenso.

Und plötzlich sieht alles gar nicht mehr so trostlos, so hoffnungslos aus wie vor der Mahlzeit.

Jetzt noch eine Zigarette.

„Es fehlt bloß noch ein Bier!“ sagt Preisser und lehnt sich gemütlich in seine Ecke des Loches, spürt angenehm kühl die Erde durch die Uniform.

Neuer gibt keine Antwort mehr. Preisser tönen nur die gleichmäßigen Atemzüge des Schlafenden entgegen. Gute Idee! denkt er noch, dann versucht

er durch lautes „Sägen“ das Schnarchen des anderen zu überbieten.

Plötzlich erbebt die Erde, schüttelt sich. Es rumort in ihr, als wolle sie auseinanderbrechen. Detonationen krachen in die Stille, erfüllen den Raum, grollen in die Dämmerung, verlieren sich als brummelndes Echo in den Bergen.

Wie aufgefädelte Blitze fegen die Abschüsse der „Stalinorgel“ in den grauen Himmel, ziehen als feurige Bahnen eine Strecke weit, ehe sie als todbringende Schattenstriche untertauchen. Der prasselnde Hagel der Einschläge zerhämert die Erde.

Die Schläfer im Deckungsloch werden unsanft geweckt, purzeln übereinander im Beben des Bodens.

Vorsichtig steckt Preisser den Kopf hinaus, versucht die „Lage zu peilen“. Doch schnell nimmt er ihn wieder herunter, denn sausende Splitter winseln draußen herum.

Aus einer Deckung steigt eine Leuchtkugel zischend hoch, flackert eine Weile, ehe sie wieder erlischt. Unaufhörlich donnern die Abschüsse der feindlichen Artillerie herüber. Die Granaten bohren sich wütend in den zerhackten Grund, pflügen ihn um. Eine mächtige Geisterfaust drischt ununterbrochen nieder, haut mächtige Dellen in den Boden, drückt die Deckungslöcher ein, schafft viele Gräber.

Manchmal entsteigt ihnen eine zitternde Gestalt, die gleich darauf von dem eisernen Regen umgeworfen wird.

„Zieh die Zeltbahn über das Loch, damit man den Himmel nicht sieht!“ sagt Neuer heiser. „Man fühlt sich sicherer!“

Preisser, dem diese Tatsache bekannt ist, schüttelt den Kopf. „Nachts ist das zu gefährlich; man kann zu leicht überrascht werden, zumal wenn der ‚Iwan‘ einem vor der Nase sitzt! – Auch dieser Zauber geht vorüber!“

Er geht vorüber.

Schlagartig hört das Trommeln auf. Totenstill ist es plötzlich. Die Ruhe wirkt lähmend nach dem vorangegangenen Lärm.

„Jetzt greifen sie an!“ sagt Preisser und blickt nach vorn. Es ist bereits schummerig und keine weite Sicht. In einiger Entfernung steht eine Buschgruppe stumpf gegen den dunklen Hintergrund. Ein zerhacktes Maisfeld zieht sich von dort herüber. Spitz wie ein Bündel Speere hängen die Stengel kreuz und quer im Blickfeld.

Die Landser stehen in den Löchern, machen ihre Waffen fertig, legen Munition und Handgranaten bereit.

„Ob dem ‚Iwan‘ die Luft ausgegangen ist? Sie schreien ja gar nicht!“ sagt Neuer und beobachtet gleich dem Freund das Gelände.

„Vielleicht greifen sie diesmal ohne ‚Urräh‘ an; dann müssen wir doppelt achtgeben!“

Eine weiße Leuchtkugel kleckst plötzlich an den Himmel, leuchtet den Abschnitt aus.

Und da sind sie!

Obwohl im Licht sofort in der Bewegung verhaltend, lassen sich doch die dunklen Gestalten, das Nachzucken der einen oder anderen, gut erkennen.

Dann fällt das Dunkel wieder herab.

Zischend geht sofort eine rote Leuchtkugel hoch, leuchtet in gefährlicher Farbe.

Rot! Feind!

Schlagartig bellen die Waffen los. Mündungsfeuer blitzen auf, Geschosse winseln fort. Das Echo in der Ferne scheppert zurück, mischt sich mit dem Lärm der neuen Abschüsse. Die Leuchtspur greift in die Dämmerung wie riesige Fühler, tastet nach dem Gegner, krallt sich daran fest.

Der Russe erwidert das Feuer, arbeitet sich an die Stellungen heran.

Leuchtkugeln erhellen in Abständen

das Gelände, machen die Bewegung des Feindes sichtbar.

Das behäbige Tackern eines russischen MG tönt herüber. Explosivgeschosses bersten mit lautem Knall. Kommandos schallen.

Dann setzen die Russen mit heiserem „Urräh“ zum Einbruch an.

Gleich Gnomen, die plötzlich der Erde entsteigen, schnellen sich die olivenen Gestalten heran, springen mit Gebrüll an die Deckungen der Landser.

Ein Kugelregen peitscht ihnen entgegen, reißt viele von den Beinen. Handgranaten fahren in die neue Welle und reißen Lücken in die Angreifer.

Plötzlich fauchen russische Granaten in die Deckung, bersten mit Getöse, zerriesen die Grabenwände, spicken sie mit Splittern.

Und dann gelingt dem Gegner der Einbruch in die Stellung. Jetzt tobt der Kampf im Graben, Mann gegen Mann. Immer mehr Russen springen in den Graben, verteilen sich nach den Seiten.

Erbitterte Nahkämpfe spielen sich ab. Hinter den Biegungen stehen sich die Gegner gegenüber; jeder hört den pfeifenden Atem des anderen, jedem schlägt das Herz am Hals.

Unsichtbar, nur mit einem dumpfen Aufschlag, fällt eine Handgranate hinter einem Landser auf den Boden. Blitzschnell wirbelt dieser herum, faßt sie mit der Faust, will sie zurückschleudern – da krepieri sie in seiner Hand.

Der Russe hatte vor dem Wurf gut gezählt!

Achtlos steigen die nachdrängenden Feinde über die Gefallenen und schleusen sich geduckt im Graben entlang.

„Links von uns ist aber was los!“ sagt Preisser und guckt kurz hinüber. „Kommisch! – Hier greifen sie nicht an; halten uns bloß durch Feuer nieder!“

„Rechts ist es auch ziemlich lebhaft!

Da stimmt was nicht!“ entgegnet Neuer. „Ich sehe mal nach!“

Er schwingt sich aus dem Loch, rennt gebückt nach der Seite, verschwindet im Dunkel. Er kriecht an niederen Sträuchern entlang, sucht jede sich bietende Deckung. Hinter einer Bodenwelle heben sich die dunklen Umrisse der Soldaten ab.

„Mensch, was schleichst du denn hier rum; hast mich richtig erschreckt!“ empfängt ihn der Fahrer Heinzke unwirsch.

„Wo ist der Unteroffizier?“

„Der ist drüben bei der Einbruchsstelle, erkunden!“ erklärt der Obergefreite.

„Einbruchsstelle?“ sagt Neuer überrascht.

„Klar! – Der ‚Iwan‘ ist in der Stellung, will sie aufrollen! – Das ist der Nachteil eines Grabens; ich habe lieber Dekungslöcher!“ versucht der Fahrer sich als erfahrener Soldat zu geben.

„Das kann ja heiter werden!“ meint der Gefreite und schickt sich an, weiterzugehen. „Hat denn der Gruppenführer keine Befehle hinterlassen?“

„Ach was, der weiß ja selbst nicht, was los ist. Deshalb ist er hinüber!“

Neuer schleicht den gleichen Weg zurück, als er plötzlich eine Gestalt zum Loch des Fahrers laufen sieht. Mit wenigen Sätzen ist er wieder zurück, erkennt, daß der Unteroffizier Lenz angekommen ist.

„... wir uns denken können. Bei so einem zusammengewürfelten Haufen muß man auf alles gefaßt sein“, hört Neuer den Gruppenführer sagen.

Lenz blickt nur kurz auf, als er Neuer sieht, und fährt fort: „Kräftigen Feuerzauber loslassen, damit der ‚Iwan‘ denkt, daß wir noch ‚dicke da sind‘ ... Dann nichts wie weg!“

„Verdammt, was ist denn los?“ faucht Neuer unwillig.

„Alles ist abgehauen! Wir sind allein

auf weiter Flur! Wenn wir nicht verdulden, werden wir kassiert! – Also: tüchtig Rabatz, dann weg! – Treffpunkt bei dem alten Schuppen, rechts vom Friedhof!“ erklärt Lenz, dann läßt er seine MP wild losbellern.

In langen Sätzen stürzt Neuer davon, wirft sich neben Preisser nieder. Keuchend berichtet er ihm in hastigen Worten das Gehörte.

Preisser stutzt, reißt dann kräftig den Abzug seiner MP durch; wütend fressen sich die Garben in die Finsternis.

Über dem ganzen Abschnitt, den die Gruppe Lenz zu halten hat, erstreckt sich jetzt das wilde Feuer. Ohne Unterlaß hämmern die Waffen, fädeln die Leuchtpurgeschosse zum Russen hinüber.

Der Feind erwidert das Feuer, läßt kurz ein MG tacken.

„Los!“ zischt Preisser dann und schwingt sich aus der Deckung. Von der Hüfte weg jagt er noch eine Salve gegen die Kusseln hinüber, streut kurz in das Maisfeld. Rascheln schlagen die Geschosse hinein, säbeln die Halme um.

Gebückt rennen beide nach hinten, hasten geduckt an den Sträuchern entlang.

Gestalten lösen sich vom Boden, eilen seitwärts aus den Löchern, schließen auf.

Es ist schon sehr dunkel; zwischen den Büschen ist die Sicht sehr schlecht.

Ab und zu fetzen verirrte Kugeln des Russen herüber, schlagen klatschend in die Äste.

Ob der Russe etwas merkt?

Die Sträucher treten auseinander, verlieren sich als niedere Stauden im Gelände. Eine Baumgruppe liegt etwas entfernt im Blickfeld. Das Gemäuer des Friedhofs setzt an den Stämmen an, verjüngt sich als graues Band im Hintergrund. Die dunklen Kuppen von Tuja-

bäumen recken sich darüber, stehen wie stumme Wächter im Schummer.

Etwas seitlich ragt ein alter Schuppen aus einer Vertiefung heraus, hebt sich nur schwach ab.

Unheimliche Stille ist ringsum, nur am Ende des Dorfes, das sich links vom Friedhof hinzieht, peitschen Schüsse herüber.

Anscheinend versucht der Russe, von der rechten Einbruchstelle aus gegen den linken Flügel abzubiegen, um so einen Teil der Verteidigungslinie auszubrechen und in den Kessel vorzustoßen.

Gruppenführer Lenz hat seine Männer vollzählig um sich. In Schützenkette, die Waffen schußbereit an der Hüfte, pirschen sich die Landser vorsichtig bis an den Rand des Kusselgeländes vor.

Lenz, der einige Schritte voraus ist, gibt mit der Hand ein Zeichen zum Halten.

Während sich die Männer zu Boden gleiten lassen und den Feuerschutz übernehmen, geht Lenz zusammen mit Preisser bis zum Schuppen vor.

Mißtrauisch horchen beide in die Dunkelheit, schieben sich gebückt über einen flachen Hang zur Senke hinab. Ein kleiner Bach gurgelt leise zwischen den Steinen, windet sich wie ein dunkler Strich weiter.

Jenseits des Baches reckt sich ein schiefer Zaun auf, der an manchen Stellen zerbrochen ist und am Boden liegt. Hohe Büsche und die starken Schäfte von Sonnenblumengewächsen schießen vor ihnen aus einem verwilderten Garten.

Unheimlich ruhig ist es rundum. Die Männer hören deutlich ihr Geräusch des Atmens.

Drohend gähnt jetzt wie ein schwarzer Rachen die Öffnung des alten Holzschuppens herüber. Einige Bretter sind abgerissen, zeigen längliche dunkle

Streifen der dahintersitzenden Finsternis.

Während Preisser seine MP im Anschlag hält, ist Lenz mit wenigen Sätzen am Schuppen, schlüpft hinein.

Kurz darauf taucht er wieder auf, kriecht einen Hang hoch, beobachtet das Gelände.

Dann gibt er mit den Händen ein Zeichen, das Preisser wiederholt.

Die wartenden Männer lösen sich aus den Deckungen, sind wenig später heran.

„Verflucht! Hoffentlich kommen wir noch raus!“ flüstert ein Landser. „Vielleicht hat der ‚Iwan‘ den Laden schon dichtgemacht!“

„Reihe! Dicht beisammenbleiben! – Los!“ sagt Lenz und springt geduckt über eine Kuppe, schleicht am Rand eines Sonnenblumenfeldes entlang.

Die Männer tun es ihm gleich, stapfen hintereinanderher.

Die Nacht ist bereits völlig hereingebrochen; einzelne Sterne funkeln im kalten Licht.

Das Gras raschelt leise unter den Füßen der Soldaten. Wie eine Wand aus dichtstehenden Pfählen läuft das Sonnenblumenfeld nebenher, ab und zu schwarze Lücken offenlassend.

Links schallt durch die Nacht das Geräusch von Fahrzeugen herüber. Dazwischen hämmern Infanteriewaffen.

Unsere! – Hauen ab, Richtung Jassy! denkt Lenz und marschiert stur nach Süden.

Plötzlich verhält er den Schritt, stutzt. Ist das ein Strauch?

Den hatte er vorhin nicht bemerkt!

Der Gruppenführer strengt seine Augen an, bohrt sie ins Dunkel.

Plötzlich ist der Spuk wieder fort!

Nanu?

Die Landser haben inzwischen aufgeschlossen, blicken stumm in die von Lenz gewiesene Richtung.

„Vielleicht ein Baum!“ meint Neuer leise.

Wie aus der Erde gewachsen stehen jetzt zwei Wesen klar gegen den helleren Hintergrund; eines taucht sofort wieder unter.

„Dort ist jemand!“ stellt Lenz fest und blickt mißtrauisch hin.

„Das sind welche von uns; gehen wir näher! – So schnell ist der ‚Iwan‘ nicht hier!“ meint Heinzke, der Fahrer.

„Und wenn es doch ‚Iwans‘ sind?“ fragt der Unteroffizier ungläubig.

„Dann werden wir mit ihnen schon fertig!“ äußert sich Preisser.

Lenz schiebt sich schon gebückt weiter nach vorn, immer bestrebt, den dunklen Saum des Feldes im Rücken zu halten.

Klar kann er jetzt die Gestalt eines Menschen erkennen, die sich zeitweises bückt und dann wieder hochstreckt.

„Was macht der da? Wer kann das sein?“ überlegt der Gruppenführer, indem er sich noch näher heranarbeitet.

Als wenn Lenz zur besseren Beobachtung Licht angefordert hätte, schiebt sich plötzlich der Mond am Horizont herauf und wirft ein fahles Leuchten in die Landschaft.

„He, von welchem Haufen seid ihr?“ brüllt Lenz plötzlich hinüber, des Rätsels satt.

Blitzschnell wendet sich der Angerufene herüber, beobachtet; die andere Gestalt reckt sich ebenfalls auf.

Beide sprechen miteinander, geben jedoch keine Antwort.

„Das sind ‚Iwans‘!“ flüstert Preisser.

Die Landser sehen alle gespannt hinüber, bereit, zu kämpfen oder auch zu fliehen.

„Da!“ stößt Neuer laut hervor und deutet mit der Hand seitlich zurück.

Jetzt sehen es alle.

Eine lange Kolonne zieht da, nur als Schatten gegen den Himmel sichtbar,

durch die Nacht. Die ersten Gestalten gehen nach vorn gebeugt, ziehen etwas hinter sich her.

„Iwans!“ zischt Lenz zwischen den Zähnen. „Die vordersten ziehen schwere Maschinengewehre.“

Einen Augenblick stutzen die Landsers, wissen nicht, was sie tun sollen.

Den beiden Russen ergeht es ebenso; sie haben wohl den Anruf nicht richtig verstanden und wissen nicht genau, ob sie eigene oder feindliche Männer vor sich haben.

„Nichts wie weg!“ sagt Lenz und setzt zum Spurt an. In langen Sätzen eilen sie am Feld entlang.

Plötzlich zerreißen Schüsse die Stille, peitschen vom Hang herüber. Klat-schend sausen die Geschosse in das Feld, schrappen die Blätter herab. Es raschelt und rumort bei jedem Einschlag.

Keuchend hetzen die Landsers weiter, geduckt, den Kopf einziehend.

Das laute Tacken von sMG⁽¹⁸⁾ ist jetzt zu hören, die Garben sausen den Landsers um die Ohren.

Die Russen, erst unschlüssig, haben jetzt in den Flüchtenden Deutsche erkannt, halten mit ihren Waffen dazwischen.

Lenz hechtet in vollem Lauf mitten in die rauen Stengel der Sonnenblumen. Dumpf schlagen sie an den Stahlhelm, wuchten an Schulter und Arme. Die Haut schabt sich daran wund, brennt. Ganz dicht stehen die fast armdicken Stiele, nehmen gänzlich die Sicht. Totale Finsternis herrscht hier.

Etwas benommen von einem Sturz richtet sich der Unteroffizier auf. Er lauscht nach hinten, spürt, wie jemand nachdrängt, seinen Körper berührt.

Neue Garben fegen herein, schlagen in den Wirrwarr der Stengel, fetzen in die Erde.

„Los! Mir nach!“ ruft Lenz zurück und teilt mit den Händen das Dickicht

vor sich in der Dunkelheit. Wie eine Safari schlängelt sich die Schar der Männer tiefer in das Feld, jeder mit den Händen den Vordermann haltend.

Der Gruppenführer verhält plötzlich, tritt nach der Seite, um mehr Raum zu schaffen, wartet, bis alle da sind.

„Vollzählig?“ fragt er halblaut. „Zählt durch!“

Stimmengemurmel. „Alle!“ sagt einer.

„Gut! Wir haben noch mal Schwein gehabt! Hier haben wir den denkbar besten Schutz, den es gibt! – Aber wir müssen auch wieder raus!“ erklärt Lenz, holt aus der Brusttasche den Kompaß hervor, orientiert sich.

Das Schießen hat aufgehört, und auch sonst verrät die herrschende Stille, daß sich niemand nähert; er hätte in dem Dickicht unbedingt Geräusche verursacht.

„Ich schlage vor, daß wir versuchen, das Dorf Kokoschow zu erreichen – vielleicht erwischen wir noch unseren Troß. Das wären ungefähr sechs Kilometer“, fährt der Gruppenführer fort.

„Wenn wir noch durchkommen!“ sagt Heinzke ohne viel Hoffnung.

„Quatsch nicht! – Willst du hierbleiben?“ schimpft Preisser. „Verlieren wir nicht noch unnötige Zeit!“

„Dann los! Haltet euch beisammen!“ sagt Lenz und wühlt sich weiter voran.

Mit der Rechten, in der er die MP hält, schiebt er das Dickicht zur Seite. Die zerkratzten Arme brennen wie Feuer; er spürt, wie die Stengel gleich Sandpapier immer wieder schmerzhaft über die Haut raspeln. Schweiß rinnt ihm aus allen Poren, läßt die Uniform ankleben. Durst quält ihn, und er wäre für einen frischen Luftzug dankbar gewesen. Der aufdringliche Geruch der Pflanzen ist stickig und erschwert das Atmen.

Den anderen ergeht es ebenso, nur haben sie den Vorteil, daß sie in der ferti-

gen Spur gehen können und so der Anstrengung des Wegbereitens enthoben sind.

Schnaufend hält Lenz inne, wartet auf die anderen, die keuchend angestolpert kommen.

Totenstille ist wieder ringsum, als alle versammelt sind.

Der Mond ist bereits aufgegangen. Wie mit Glanzlack überzogen, schimmern die breiten Blätter der Sonnenblumen, die starke Behaarung der Stengel hängt wie weißer Flaum daran.

„Wir müssen mal peilen“, sagt Lenz, „sonst laufen wir dem ‚Iwan‘ doch noch in die Arme.“

Die Pflanzen sind weit mehr als mannshoch, lassen nur die Sicht zum Himmel offen.

„Hebt mich mal hoch, ich will mich ein wenig umschauen.“

Zwei Landser übergeben ihre Waffen den Kameraden, stellen sich mit dem Gesicht zueinander auf und verschränken die Hände vor ihrem Körper. Lenz faßt beide um den Hals, stellt erst den einen Fuß in die Handflächen des einen, zieht sich vorsichtig hoch und setzt dann den zweiten Fuß in die Handflächen des anderen. Aufmerksam beobachtet er, nachdem er sich aufgerichtet hat, in die Runde.

Als er wieder am Boden ist, gibt er Bescheid: „Das Feld ist bald zu Ende! Wir müssen jetzt vorsichtig sein! – Sollte etwas dazwischenkommen, treffen wir uns drüben bei einer Baumgruppe, die etwa dreihundert Meter vor uns liegt. – Los!“

„Wie weit ist es bis zum Rand?“ fragt Heinzke leise.

„Etwa dreißig Meter!“ gibt Lenz Auskunft und windet sich weich nach vorn.

Die Landser bemühen sich, möglichst geräuschlos zu gehen, heben die Füße hoch, setzen sie behutsam auf. Trotzdem schabt die Kleidung an den Pflanzen,



knackt manchmal ein Schaft hörbar unter den Stiefeln.

Der Gruppenführer bleibt wieder stehen, verharret, bis Preisser, der hinter ihm geht, herankommt.

„Wartet hier!“ flüstert er diesem zu und schlängelt sich ganz langsam die letzten Meter fort. Wie ein Indianer biegt er den Körper in die Richtung, drängt das Dickicht zur Seite. Manchmal verhält er, lauscht. Dann geht er weiter.

Schon schimmert zwischen den Stengeln eine bleiche, vom Mond hell beschienene Fläche hindurch – das Ende des Feldes ist nah.

Lenz läßt sich auf die Knie nieder, schleppt sich das letzte Stück robbend hin.

Noch einmal setzt er aus, horcht.

Waren da Stimmen? Oder hat er sich getäuscht?

Er verhält den Atem, neigt den Kopf zur Seite, lauscht angestrengt.

Tatsächlich!

Russen!

Sie müssen jedoch weiter weg sein.

Er will Gewißheit haben. Behutsam zieht er sich zentimeterweise fort; die Hände fassen zwischen die letzten Stengel, der Kopf folgt nach.

Jetzt kann er die freie Fläche übersehen, prägt sich das Gelände ein. Weißer Dunst liegt voraus in einer sanften Mulde, die von einer Baumgruppe begrenzt ist. Ohne Stämme scheinen die Bäume auf dem Nebel zu schwimmen. Links stellen sich Kusseln ins Blickfeld, die etwas weiter entfernt gleichfalls in die Mulde münden. Roter Schein liegt über den Wipfeln, steigt immer höher in den Himmel.

Dort muß Jassy sein; vielleicht brennende Häuser! denkt der Unteroffizier und erblickt auch die Fäden von Leuchtspurgeschossen, die zeitweise in den Himmel jagen. Gedämpfter Gefechtslärm dringt herüber.

Lenz streckt den Kopf noch ein wenig vor, direkt über dem Boden, wendet ihn nach rechts.

Da! Etwas hat sich dort bewegt!

Ein russischer Posten!

Er steht am Rand eines breiten Feldweges, dessen Band sich in der Dunkelheit verliert. Glücklicherweise kehrt er Lenz den Rücken zu. Er scheint sich ganz sicher zu fühlen, denn er raucht und gibt sich gar keine Mühe, die Glut der Zigarette zu verbergen. Der Russe scheint auf etwas zu warten, denn er blickt ständig den Feldweg hinunter.

Der Gruppenführer beobachtet ihn und das Gelände eine Weile, um sich zu überzeugen, daß der Posten allein ist. Er kann keinen weiteren Gegner entdecken.

Lenz ist entschlossen, rasch zu handeln, ehe noch andere Russen kommen. Den Posten im Auge behaltend, schiebt er sich vorsichtig ins Freie, schmiegt sich eng in den Schlagschatten der Sonnenblumen. Schrittweise pirscht er sich

gebückt immer näher an den Feind heran.

Ob der Russe etwas gemerkt hat?

Der Posten dreht sich plötzlich um, sieht über das Feld.

Lenz preßt sich hart an die Erde, hält den Atem an; er spürt, wie sein Herz klopft und der Schweiß aus den Poren tritt.

Der Russe wendet ihm wieder den Rücken zu.

Lenz atmet auf – der Soldat hatte nichts bemerkt, war auch bestimmt nicht gefaßt, hier noch einen „Fritz“⁽¹⁹⁾ anzutreffen.

Während der Gruppenführer sich fast auf Reichweite an den Russen heranarbeitet, fühlt er, wie die Beklemmung von ihm weicht, wie nur Entschlossenheit und kalte Berechnung der Chancen in ihm sind. Er darf keinen Lärm machen, er muß den Russen lautlos überwältigen. In nächster Nähe können andere Russen sein, die er sonst heranlocken würde.

Nur noch wenige Meter!

Der süßliche Geruch des Machorka⁽²⁰⁾-Tabaks sticht ihm bereits in die Nase. Der Deutsche richtet sich langsam hinter dem Posten auf. Zwei lautlose Sätze, und er befindet sich in Reichweite.

Blitzschnell holt er aus, schlägt mit der trainierten, harten Handkante der Rechten dem Russen kräftig ins Genick.

Ruckartig reißt es diesen von den Beinen, wirft ihn auf das Gesicht.

Der gefährliche Schlag hat den Russen für längere Zeit kampfunfähig gemacht, ihn stumm ins Gras gelegt.

Der Gruppenführer springt mit langen Sätzen, sich eng an den Feldrain haltend, noch einige Meter weiter vor, beobachtet.

Als er nichts Verdächtiges bemerkt, eilt er zurück, um die anderen zu holen.

Das Gelände fällt jetzt ab, zieht sich zur Senke hin, über der wie in einer Waschküche dichter Brodem hängt. Nur

dahinter richten sich die Wipfel der Bäume klar auf.

In Schützenreihe, weit auseinandergezogen, springen die Landser schnell über die kahle, gut einzusehende Böschung hinunter und verschwinden im Dunst.

Jedes Geräusch klingt hier gedämpft. In glitzernden kleinen Perlen setzt sich die Feuchtigkeit an die Uniform.

Motorenlärm von Fahrzeugen schwillt plötzlich an, scheppert durch die kalte Nacht.

Auf ein Zeichen des Gruppenführers verbergen sich die Landser im Gebüsch, das sich in der Mulde verstreut um ein Bächlein gruppiert, das sich kaum sichtbar durch den morastigen Grund windet.

Unklar durch den Nebel schaukeln auf der holprigen Straße Lastwagen der Sowjets, vermutlich eine Munitionskolonne, vorbei. Laute Stimmen klingen durch den Lärm der Maschinen.

„Hoffentlich finden sie nicht den Posten ...“, flüstert Preisser.

Da fängt auch schon von drüben lautes Schreien an, ein Mann stürzt dem Wagen entgegen, der ruckartig hält. Lautes Palaver, Schimpfen setzt ein; einige Russen suchen am Boden – einer deutet mit der Hand herüber zur Mulde.

Am feuchten, zertretenen Gras haben sie die Richtung der Landser erkannt.

„Mir nach!“ zischt Lenz und schlägt sich im scharfen Winkel nach rechts, dem Lauf des Baches folgend. Plötzlich bellenden Schüsse in die Nacht. Pfeifend jagen Geschosse heran, flutschen in den Sumpf. Äste splintern ab, rascheln nieder, bohren sich in den Grund. Ein paar Querschläger pfeifen durch den Nebel.

Laute Kommandos erschallen; Russen lösen sich von der haltenden Kolonne, kommen wie im Angriff in breiter Front die Böschung heruntergelaufen, schreien.

In kurzen Abständen bleiben sie stehen, schießen; dann hasten sie weiter.

In wilder Jagd stieben die deutschen Soldaten, sich in der Mulde und im Dunst haltend, davon.

Unendlich erscheint ihnen die Strecke bis zum Wald. Lenz taucht als erster zwischen den Stämmen ins dichte Unterholz. Keuchend liegt er auf dem Bauch, läßt die Männer herankommen.

„Da hatten wir aber Schwein!“ Preisser japst, und sein Atem fliegt. „Wenn hier auch ‚Iwans‘ gewesen wären, dann gute Nacht!“

Wortlos werfen sich die anderen einfach nieder, verschnaufen.

Noch immer hallen aus dem Dunst die Rufe der Russen herüber, welche die Suche noch nicht aufgegeben haben. Schüsse peitschen dazwischen.

„Wir kommen nicht mehr durch!“ sagt Neuer verzweifelt und wischt den Schweiß vom Gesicht.

„Keine Opern! – Wir müssen weiter!“ erwidert Unteroffizier Lenz.

Noch immer dringt von Osten her Gefechtslärm herüber; das ekelhafte Brummen von Panzern rattert vernehmlich.

„Ob der ‚Iwan‘ schon in Jassy sitzt?“ fragt Preisser und sieht auf Lenz, der den Kompaß in der Hand hält und sich orientiert. „Ich glaube, unser Haufen ist da drüben!“

„Wir müssen uns südwestlich halten, nach Kokoschow; unser Troß liegt dort! Los!“ befiehlt der Unteroffizier und marschiert los.

Sich im Dunkel des Waldrandes haltend, schleichen die Landser stumm hintereinander weiter. Manchmal stolpert einer über eine Wurzel, fällt, richtet sich fluchend wieder auf. Zweige schnellen in die Gesichter, ziehen rote Striemen darauf.

Ab und zu verhält die Gruppe, lauscht. Seitlich voraus tut sich jetzt das Land auf, läßt einen weiten Blick über ein fla-

ches Tal zu, durch das sich als silberglänzendes Band der Sereth windet. Der Schein des Mondes übergießt diesen Abschnitt, macht ihn verträumt romantisch. Als ferne Kulisse drängt sich der Höhenzug der Karpaten im Westen an das Firmament. Davor liegen als breiter Schatten die Umrisse der Stadt Roman. Näher heran ducken sich die dunklen Flecken kleiner Dörfer und Höfe in das Bild.

„Wie im Kino!“ meint Heinzke, als er sich genügend umgesehen hat.

„Nur gefährlicher!“ erwidert Preisser und zeigt auf die Mündungsfeuer der Artillerie, die manchmal, über das ganze Blickfeld verteilt, in die Nacht stechen. Leuchtspurketten fädeln sich lautlos durch den Himmel. Das verlorene Brummen einzelner Flugzeuge hängt in der Luft. Zuweilen setzt es plötzlich aus, und die Detonation einer kleineren Bombe erschüttert den Boden.

„Die ‚Rollbahnkrähe‘⁽²¹⁾!“ erläutert Preisser überflüssig, da jedem Landser diese nächtlichen Störfieger bekannt sind, die stundenlang umherkurven und durch Bombenwurf mehr moralischen als praktischen Erfolg suchen.

„Der Kessel scheint geschlossen!“ sagt Lenz nachdenklich, indem er den Frontverlauf studiert. „Dort liegt Kokoschow – hoffentlich packen wir es noch!“

Etwas vom Wald abgesetzt, lassen sich die Katen des Dorfes erkennen. Fahrzeuggeräusche dringen bis herauf, lassen auf ziemlichen Betrieb schließen.

„Das werden doch keine ‚Iwans‘ sein?“ fragt Neuer mißtrauisch.

Der Gruppenführer zuckt die Schultern und setzt sich wieder in Bewegung. Gehorsam folgen die Männer nach. Sie treten vorsichtig aus dem Schatten des Waldes, wenden sich, jede Deckung suchend und nutzend, den größer heranwachsenden Katen zu. Manchmal sind sie durch Sträucher verdeckt, um an

anderer Stelle wieder sichtbar zu werden.

Die dunklen Ruinen eines abgebrannten Gehöftes zwingen sich in den Vordergrund, stechen eckig in den Himmel. Wie klobige Finger eines Riesen stehen die Schornsteine in den Geröllhaufen und dem Balkengewirr.

Der Gruppenführer winkt Preisser zu sich, bedeutet den anderen, in Deckung zu bleiben. Die Landser nehmen die Waffen in Anschlag.

Eine bedrohliche Stille geht von dem zerstörten Gemäuer aus, hängt wie eine Mahnung in der Luft.

Immer näher arbeiten sich die beiden Männer heran, jeden Augenblick mit einem Anruf oder Beschuß rechnend.

Weit auseinandergezogen liegen die Reste des Gehöftes als schwarze Klumpen, lassen die ehemaligen Standorte von Stallungen, Schuppen und Scheunen erkennen. An einzelnen glatten Flächen verfängt sich das Licht des Mondes, spiegelt sich wider.

Ein Schatten löst sich plötzlich von dem Gewirr, saust blitzschnell näher.

Lenz und Preisser liegen bereits flach, ziehen die Waffen an die Wange.

Plötzlich verhält das fremde Wesen ... knurrt und bellt laut.

„Mistvieh!“ flucht Lenz und tastet neben sich nach einem Stein.

„Das Biest macht uns noch Scherereien!“ schimpft auch Preisser und wirft mit einem Brocken nach dem Tier.

Der Hund, obwohl nicht getroffen, jault vor Angst, stiebt mit eingezogener Rute fort ins Dunkel.

Die Männer verfolgen mit den Augen den Köter, bemerken deshalb gleichzeitig die Gestalt, die sich zeigt und sofort wieder verschwindet.

„Da! – Da ist jemand!“ keucht Preisser und sticht mit dem Zeigefinger in die Richtung.

„Los!“

Die MP an den Hüften, gehen sie Schritt für Schritt näher, lugen um Mauerreste und Verschläge, suchen mit den Augen alles ab, horchen gespannt.

Nichts!

„Pst!“ macht Preisser und horcht angestrengt. Stumm zeigt er nach einigen Sträuchern, die anscheinend zu einem Gärtchen gehören.

Als sie näher sind, hören es beide – das gedämpfte Knurren des Hundes.

Vorsichtig gehen sie dem Geräusch nach, das immer deutlicher wird, stehen schließlich vor einem quadratischen Holzdeckel, durch dessen Ritzen bei genauem Hinsehen Licht zu erkennen ist.

Verstehend sehen sich die Männer an. Preisser nimmt eine Stielhandgranate aus dem Stiefelschaft, schraubt die Kappe ab und hält den Porzellanknopf abzugsbereit zwischen den Fingern.

Lenz bückt sich, reißt blitzschnell den Deckel hoch. „Rauskommen!“

Laut schreit er diesen Befehl, springt schnell zurück. Hell hebt sich das Viereck des Einstiegs vom Boden ab.

Erschrecktes Schreien von Frauenstimmen tönt herauf, dem lautes Schluchzen folgt. Dazwischen kläfft laut der Hund.

Lenz tritt wieder vorsichtig vor, sieht hinunter. Im flackernden Licht einer Kerze, die unförmige Schatten wirft, gewahrt er die vor Angst zusammengekauerten Gestalten von zwei Frauen, die sich eng aneinanderkuscheln und mit weiten Augen nach oben starren.

Ein alter, bärtiger Mann bemüht sich vergeblich, den Hund zu beruhigen, der immer wieder an der primitiven Leiter hochzuklimmen versucht, jedoch knurrend wieder zurückfällt.

„Raus!“ befiehlt der Unteroffizier nochmals scharf und macht eine entschprechende Kopfbewegung.

Preisser hat plötzlich Geräusche sich nähernder Schritte gehört, obwohl er

dauernd die Umgebung beobachtet. Beide drehen sich mit schußbereiten Waffen in die Richtung. Da erkennen sie die Kameraden, die sich heranpirschen; das Warten und die Ungewißheit ließ ihnen keine Ruhe.

Neugierig betrachten sie das Geschehen.

„Sichern!“ ruft ihnen Lenz halblaut zu und beschreibt mit der MP in der Rechten einen Bogen.

Verängstigt kriecht inzwischen der alte Mann aus dem Loch, stellt sich schüchtern daneben auf, blickt scheu um sich.

Das weiße Haupt- und Barthaar leuchtet im Mondschein. Ein braungebranntes Gesicht, von tiefen Falten zerfurcht, wendet sich von einem der Männer zum anderen. Die gedrungene, etwas nach vorn gebeugte Gestalt des Alten ist in grobe, verschlissene Kleider gehüllt. Er hat weder die Aufforderung des Unteroffiziers verstanden, war ihr nur gefühlsmäßig nachgekommen, noch weiß er, was die Männer von ihm wollen.

„Russki?“ fragt Lenz ihn jetzt und macht mit der Hand eine Bewegung in die Umgebung, wobei er den Alten durchdringend anblickt.

Der Greis nickt mit dem Kopf, hält die Finger seiner Hände gestreckt, bewegt sie auf und ab, was ungefähr die Anzahl der gesichteten Russen bedeuten soll; dabei murmelt er unverständliche Worte. Schließlich macht er mit der Hand eine Bewegung, damit bezeichnend, daß sie bereits weitergezogen sind.

„Verflucht, wir müssen uns vorsehen! Bestimmt sind die Fahrzeuge da drüben auch ‚von der anderen Feldpostnummer‘!“ sagt Preisser und macht mit dem Kopf eine Bewegung zum Dorf hin, wo noch immer vernehmlicher Lärm ist.

„Der Saukötter lockt die Russen bestimmt noch her mit seinem Gekläff!“ schimpft Lenz.

Der Unteroffizier winkt den Männern, schleicht mit ihnen weiter dem Dorf zu, dessen Umriss hinter einer leichten Bodenwelle jetzt deutlicher werden.

Der alte Mann steht noch immer an seinem Platz, sieht den Landsern nach.

Das Hämmern der Motoren, abgerissene Wortfetzen tönen an die Ohren der Soldaten, die sich bereits durch einzelne Gärten bewegen. Hochstielige Pflanzen, buschiges Kraut kriechen über den Boden, füllen die Lücken zwischen den Bäumen, deren Stämme glänzen. Lange Schattenstreifen laufen kreuz und quer über das Gras.

Hinter einem dichten Gebüsch ist ein Teil einer Kate sichtbar. Das schräge Dach zieht sich bis fast an den Boden, taucht hinter die Giebelwand eines Schuppens, der windschief im Licht steht. Eine hohe Pappel reckt sich daneben wie ein Wachsoldat bis weit in den Himmel.

Unvermittelt wummern Artillerieabschüsse in die Nacht. Das Echo wälzt durch den Raum. Das leise Singen der Granaten schwillt näher, endet in krachenden Einschlägen. Sie mußten im Dorf liegen. Der Motorenlärm geht in Heulen über; anscheinend versuchen die Fahrer ihre Wagen zu beschleunigen.

„Hier schießt der ‚Iwan‘! – Dann können im Dorf doch nur unsere sein!“ sagt Lenz nachdenklich mehr für sich, als die Gruppe im Gras liegt und beobachtet.

„Und der Alte? Er sprach doch davon, daß der ‚Iwan‘ schon durch ist! – Da kennt sich kein Hund mehr aus!“ seufzt Preisser.

„Bei dem Durcheinander! – Gehen wir weiter!“

Nach links wird jetzt die Straße sichtbar, die aus dem Dorf führt. Fahrzeuge und auch einzelne Gestalten bewegen sich auf ihr entlang, entschwinden in eine Niederung.

„Kann nichts Genaues sagen!“ meint Lenz, bleibt stehen und sieht angestrengt hinüber, als Preisser ihn anstößt.

Plötzlich peitschen Schüsse heran, winseln bedrohlich. Irgendwo raschelt es im Gestrüpp, kleckst in die Erde. Feuerrige Punkte der Mündungsfeuer blinken vom Dorfrand her.

Ein Landser schreit auf, kippt um; die anderen liegen flach. Sie rutschen über den Boden und suchen Deckung.

Der Verwundete stöhnt laut.

Neuer, der in der Nähe liegt, hetzt gebückt hinzu, reißt dem Kameraden das Verbandspäckchen aus der Innentasche der Uniform, verbindet ihn.

Es ist nur ein häßlicher Streifschuß an der Wade, die stark blutet.

Das Feuer hält noch immer an.

Die Männer pressen sich an die Erde, machen sich ganz klein.

„Jetzt ist der Ofen aus! – Alles war umsonst!“ schimpft Preisser zornig und läßt ohne Befehl seine MP bellen.

Rasendes Feuer peitscht gegen die Gruppe Lenz. Es hackt und heult in die Nacht. Die Kugeln zischen durch das Gras und schlagen mit dumpfem Aufprall in die Erde.

„Handgranaten her! Die räuchern wir aus!“ tönt es vernehmlich drüben am Dorf.

„Halt! – Eigene!“ brüllt Lenz aus Leibeskräften und hält die Hände trichterförmig an den Mund. Das Echo seines Rufes bricht sich an den Wänden der Katen.

Das Feuer setzt schlagartig aus. Nur ein Ängstlicher oder Schwerhöriger kleckert mit ein paar Schüssen nach. Dann wird drüben Kriegsrat gehalten; einzelne Wortfetzen dringen her.

„So ein Mist!“ schimpft Preisser. „Dem ‚Iwan‘ sind wir durch die Lappen gegangen, und hier blasen uns die eigenen Leute beinahe das Licht aus!“

„Gut, daß ...“, will der Gruppenführer

gerade beginnen, als ein lauter Befehl herüberschallt: „Einzeln herkommen!“

„Die haben aber Schieß!“ brummt Neuer.

„Die sind nur vorsichtig! Könnte ja eine Falle sein!“ meint der Gruppenführer und erhebt sich. Langsam geht er zum Dorf hin.

„Halt!“ wird er plötzlich angerufen.

Lenz bleibt stehen, blickt vor sich in die Sträucher, zwischen denen er Bewegungen erkennt. Das fahle Mondlicht läßt hie und da einen Stahlhelm matt schimmern. Eine Gestalt kommt aus dem Schatten, geht ihm entgegen. „Welche Einheit?“

„176. Panzerjägerabteilung, 2. Kompanie, Gruppe Lenz!“

„Mensch, da habt ihr aber Glück! Vor einer Stunde haben wir den ‚Iwan‘ hier rausgeworfen! – Wer hätte damit gerechnet, daß hier noch Deutsche rüberkommen!“ sagt ein Feldwebel, als er vor Lenz steht. Dabei deutet er mit dem Kopf in die Richtung, aus der die Versprengten gekommen waren.

„Wir dürften auch die letzten sein – fast hätten wir es auch nicht mehr geschafft“, erwidert der andere und winkt hinter sich die Männer heran, die aber bereits näher kommen.

Neuer stützt den Verwundeten, hat ihn unter der Achsel gefaßt.

„Tut mir leid!“ sagt der Feldwebel zur Entschuldigung, als er die beiden sieht. „Hoffentlich nichts Schlimmes! Aber wir konnten ja nicht ahnen ...“

„Ist das hier Kokoschow?“ fragt Lenz, während sie zum Dorf hingehen.

„Ja.“

„Ich hatte gehofft, hier unseren Troß zu finden“, sagt der Gruppenführer.

„Das wird nicht gut möglich sein. Unser Haufen von der 13. PD hat den ‚Iwan‘ hier zurückgeschlagen. Die Trosse sind alle längst nach Jassy zu abgehauen!“ erklärt der Feldwebel.

Der Fahrzeuglärm auf den Straßen des Dorfes scheint ständig anzusteigen. Wagen aller Typen quälen sich darauf entlang, lassen im lauten Gehämmer der Motoren die windschiefen Häuser erzittern. Das Echo platzt von den Wänden wider, scheppert hin und her, knattert durcheinander. Kommandos und Schimpfworte tönen hinein.

Einzelne Häuser sind durch den Artilleriebeschuß der Russen in Feuer aufgegangen. Lang züngeln die Flammen zwischen dem Gemäuer, lecken an den Balken. Wie riesige Streichhölzer wirken sie, fallen prasselnd zusammen, um einen Funkenregen gegen den Himmel zu werfen. Die Nacht schwimmt im Rot, das sich von der Höhe über die Umgebung ergießt, sie schaurig macht. Klar stehen die Umrisse der Fahrzeuge gegen die zuckende Lohe, wenn sie daran vorbeizockeln und vom Schein des Feuers überspült werden.

Plötzlich sausen wieder Granaten der russischen Artillerie aus der Nacht heran, detonieren irgendwo zwischen den Katen.

Und plötzlich ist die Hölle los.

Einschläge krachen, werfen brüllendes Echo von den Hauswänden. Krater tun sich auf, wirbelnde Staubsäulen tanzen auf der Straße, ziehen im Luftstrom sämig entlang. Blitzartig fegt es die Katen hinweg, die Trümmer wirbeln weit davon, schlagen krachend in den Wirrwarr zurück. Die Splitter prasseln gegen die Geröllhaufen, wühlen sich wie ängstliche Mäuse hinein. Andere pfeifen durch die Luft, jaulen fort in die Nacht.

Fahrzeuge halten ruckartig an. Ein Wagen platzt auseinander, als ihn ein Volltreffer erwischt. Ein gähnendes Loch zeigt die Stelle, wo eben noch Bewegung und Leben war. Fetzen des Wagens schleudern über die Straße, klatzen irgendwo in den Schatten. Ein unförmiger Haufen liegt als trauriger

Rest am Rand, dient den auflodernden Flammen zum Fraß.

Verwundete schreien laut und gelend. Ihre Rufe ersterben im Bersten neuer Granaten, die in kurzen Abständen heranfauchen.

Das Chaos auf der Straße mehrt sich. Jeder Fahrer versucht um die stinkenden Wracks herumzukurven, den Ausweg ins freie Gelände zu finden, damit er nicht das Schicksal der anderen teilen muß.

Unpassierbar ist das Durcheinander, das auch Schimpfen und Fluchen nicht zu entwirren vermag.

Die tödlichen Schläge der Artillerie wuchten zermalmend immer wieder dazwischen, heben die Kolonnen hoch, dreschen sie mit Riesenfäusten in den Grund.

Wie eine Hühnerschar im Anflug des Habichts stieben die Fahrzeuge, soweit es noch möglich ist, zwischen die Lücken der Katen, mahlen durch Gärten, quälen sich durch Felder.

„Panzer!“ gelte ein Schrei und erhöht noch die Panik. Stahlharte Abschüsse dröhnen wie zur Bestätigung. Gefechtslärm von Infanteriewaffen bricht plötzlich los, schafft eine Atmosphäre, die spannungsgeladen durch die Nacht schleicht, Kampf, Verderben ankündigend.

„Urräh ...“

Das Brüllen des angreifenden Feindes ist schrill und übertönt in seiner Eindringlichkeit alle anderen Geräusche. Wie das Geheul eines angreifenden Wolfsrudels schwingt der Ton von außen an das Dorf heran, schleust sich durch die schmalen Gassen, bricht sich an den Wänden der Katen, springt den Landsern in die Ohren.

Katzengleich lösen sich viele Gestalten aus dem Gesträuch, das verstreut im Gelände liegt, bewegen sich in großer Hast näher, verschwinden in Bretterver-

schlagen, hinter Ruinen zertrümmerter Katen.

Verbissen leisten die Landser Widerstand, lassen ihre Waffen unaufhörlich in die angreifenden Reihen bellen.

Doch es kommen immer mehr Russen! Sie springen aus den Schatten, brechen durch die Fenster- und Türhöhlungen, klettern über das Geröll, rasen aus den Gärten, hetzen die Straßen entlang.

„Da!“ flucht Preisser und schlägt mit dem Kolben seiner Waffe zu.

Der getroffene Russe sackt in den Knien ein, taumelt noch ein paar Schritte weiter, dann verhüllt ihn der Staub.

Die nachdrängenden Feinde lassen ihre Schüsse heranpeitschen, zwingen die Landser in die Deckung oder zur Flucht.

Immer tiefer sickern die Russen in das Dorf ein, drücken die Soldaten vor sich her.

Zwischen brennenden Fahrzeugen und Katen spielen sich erbarmungslose Kämpfe ab, lassen jeden Mauerrest zur Festung werden.

Die prasselnden Flammen erhellen die Szene grell und gespenstisch, malen das Drama in aufdringlichen Farben.

Keiner weiß, wo sie so plötzlich hergekommen ist: Eine 2-cm-Flak braust herbei, jagt in rasender Folge ihre Garben die Straße entlang.

Kommandos erschallen, die Landser hasten zurück, während die Flak den Russen niederhält.

Da taucht plötzlich der riesige Leib eines T 34²²⁾ um eine Hausecke, schiebt das lange Rohr herum.

„Deckung!“ schreit Lenz und wirft sich gleich den anderen zu Boden.

Ein fürchterlicher Knall zerreißt den Gefechtslärm. Erschreckt heben die Soldaten ihren Kopf, lugen vorsichtig nach dem Ungetüm.

Was war das?

Wo der Panzer stand, steigt ein mäch-

tiger schwarzer Rauchpilz gegen den Himmel, schleppt in Schwaden über die Straße.

„Mensch, den hat's aber erwischt!“ sagt Preisser und stiert in den Qualm.

„Wer hat den abgeschossen?“

„Da drüben steht eine Pak auf Selbstfahrlafette!“ sagt Heinzke und deutet mit dem Kopf da hin.

„Los!“ befiehlt Lenz und setzt sich mit den anderen Gruppen zusammen ab.

Der Angriff ist ins Stocken geraten. Die Russen haben sich in den Geröllhaufen versteckt, wagen im Feuer der Flak nicht weiter vorzugehen.

Manchmal peitschen MP-Garben herüber, oder der Einschlag eines Granatwerfers patscht dazwischen.

„Ich möchte bloß wissen, ob wir aus dem Schlamassel noch mal rauskommen!“ sagt Preisser zu Lenz, als sie zwischen den Feldern dahingehen. Vor und hinter ihnen marschieren Gruppen anderer Einheiten, die gemeinsam das Dorf verlassen.

Fahrzeuge überholen ständig, beladen mit Verwundeten, deren Stöhnen zu hören ist. Bei jedem Schlagloch schreien sie laut auf.

Im Dorf wird noch immer gekämpft. Der Gefechtslärm schwingt herüber, weht fort in die Nacht. Der Feuerschein hängt darüber und rötet den Himmel.

„Eine traurige Bilanz: ein Verwundeter, zwei Tote in unserer Gruppe!“ sagt Lenz unvermittelt und blickt wie anklagend auf das Dorf zurück. „Vielleicht sind wir bald selbst dran!“ Er spuckt mißgelaunt ins Gras.

„Ich bin froh, daß wir überhaupt Anschluß gefunden haben. Im Haufen fühlt man sich noch am sichersten!“ meint Preisser.

„Wir sitzen im Kessel!“ wirft Neuer dazwischen, um die Zuversicht des Kameraden zu dämpfen. „Morgen können wir schon kassiert sein!“

„Alte Unke!“ schimpft Heinzke. „Wir werden den Kessel sprengen!“

Am Horizont gleißen manchmal die Lichter von Abschüssen auf, denen ein leiser Donner nachgrollt.

In weitem Bogen zwischen Roman und Jassy zeichnet sich so die Front ab, zeigt einen Ausschnitt des Kessels, der sie wie ein feuriger Ring umschließt.

Ein paar „Rollbahnkrähen“ – manche Landser heißen sie auch „U.v.D.“ – brummeln in der klaren Luft, ziehen als ferner Schatten am Mond vorbei. Irgendwo wuchtet eine Bombe in die Erde.

Immer weiter bleibt das Dorf Kokoschow zurück, die nachtdunklen Konturen der Hütten verschwinden hinter Gebüsch und Bodenunebenheiten.

Fahrzeuge hängen an dem zermahlenen Weg; verlassen, als Trümmerhaufen gesprengt!

Benzinmangel!

Was Beine hat, geht zu Fuß. Verwundete werden umgeladen, um in noch größerer Enge den qualvollen Weg fortzusetzen.

Müde und hungrig stapfen die Landser stumpfsinnig weiter, manche im Gehen dösend.

Die Dächer von Katen stehen plötzlich voraus zwischen Büschen, winken einladend. Der Fluß der Soldatenreihen ergießt sich zwischen den Häusern hindurch, verrinnt.

„Was ist denn das für ein Kaff?“ fragt Preisser. „Hoffentlich gibt's hier was zu füttern und eine Mütze Schlaf!“

„Mikischin, glaube ich!“ antwortet Lenz.

„Viel ist auch davon nicht übrig!“ meint Neuer, als er die zertrümmerten Katen sieht, zwischen denen sich Fahrzeuge stauen, sich zur Rast anschieben.

„Ich möchte bloß wissen, wo sich die Zivilisten aufhalten. Habe noch keinen gesehen!“ äußert sich Heinzke.

„Die verstecken sich in den Kartoffelmieten – in den überdeckten Löchern; wie das, aus dem wir den alten Mann herausgeholt haben.“

„Mensch, eine Feldküche!“ ruft plötzlich Neuer aus.

Alle starren dahin, drängeln sich zwischen die Herumstehenden.

„Alles der Reihe nach!“ schimpft der Küchenbulle.

Nach und nach erstirbt der Motorenlärm; eine Ermüdung breitet sich aus, hemmt alle Bewegung.

Neben den Fahrzeugen, darauf, darunter – überall liegen die Gestalten der Landser ausgestreckt. Jeder versucht zu schlafen, sich auf die Kameraden verlassend, die wachen und selbst auf Ablösung harren.

Das Licht des Mondes verblaßt allmählich, ein dunstiges Grau überzieht das Land, schafft Zwielficht. Das Gras wird feucht, überzieht sich mit Perlenreihen der Nässe. Die Luft ist merklich kühl und kribbelt auf der Haut.

„He, aufstehen! Los!“ sagt Lenz laut und berührt die Gestalten leicht mit der Fußspitze.

Die Gestalten rappeln sich vom Boden hoch, strecken und dehnen sich, schimpfen und gähnen.

„Fertigmachen! Wir brechen aus dem Kessel aus!“ sagt Lenz.

„Wir sechs Männeken?“ fragt Neuer ungläubig mit verschlafenen Augen.

„Quatsch! Alle – ich komme gerade vom Gefechtsstand!“ erwidert Lenz.

„Ich kann aber auf nüchternen Magen das Schießen nicht vertragen“, spottet Preisser und gähnt laut. „Außerdem treffe ich nichts, wenn mir vor Kohldampf die Hände zittern.“

„Ihr denkt nur ans Futtern!“ schimpft der Gruppenführer. Doch er hat selbst ein flaes Gefühl in der Magengend.

Obwohl die Schatten der Nacht noch über dem Land liegen und sich noch zu verstärken scheinen, seit plötzlich der Mond hinter grauen Wolken verschwunden ist, kriecht doch ein schmaler Streifen sachte über den Horizont. Es hellt sich auf, und die Ahnung eines neuen Tages kündigt sich an. Dunkel stehen die Wipfel der Bäume zum Hintergrund, unterteilen den schmalen hellen Streifen in der Ferne.

Die Erde ist noch verdeckt unter dem Dunst, der sich in den Niederungen breitmacht und die ganze Landschaft verschwommen, weich gestaltet.

Inmitten eines von Trümmern umgebenen Hauses, das mit einigen wie durch ein Wunder stehengebliebenen Mauern ein wenig Schutz gewährt, sitzen einige Offiziere und beraten die Lage.

Wegen der Feindnähe ist es nicht einmal möglich, ein Licht anzumachen. Deshalb hocken die versammelten Männer im Dunkeln, sehen nur die unklaren Umrisse des Nebenmannes. Erst wenn einer an der Zigarette zieht, tauchen für eine kurze Spanne das Geviert der Mauern und die Gesichter seiner Nachbarn aus dem Dunkel.

„Meine Herren! Wir sollten das Angebot unseres rumänischen Kameraden annehmen. Ich sehe sonst keine Möglichkeit, ohne viel Blutvergießen aus dem Kessel auszubrechen. Auf Einsatz dürfen wir auch nicht hoffen – und Verteidigung ist sinnlos, wenn die Munition knapp ist!“ sagt eine Baßstimme in den Schummer, bricht sich leicht an den Mauern, schlägt zurück in die Stille.

„Ohne Befehl der Division ist es ein schwerwiegender Entschluß, Herr Oberstleutnant! Ich weiß nicht ...“, erwidert eine andere Stimme und macht Bedenken geltend.

„Mütterchen Rußland ist groß, und Väterchen Zar ist weit! Wir haben keine Verbindung zur Division. Sie wissen,

daß unser Regiment durch einen kleinen Kessel vom großen abgesprengt ist, die abgesandten Melder sind nicht zurückgekommen. Was sollen wir tun? – Wir müssen handeln, solange wir noch dazu in der Lage sind!“ fällt der Regimentskommandeur dem Sprecher ins Wort.

„Vielleicht sollten wir versuchen, uns zum großen Kessel nach Jassy hin durchzuschlagen!“ meint ein dritter Offizier und zieht nervös an der Zigarette. Für einen Augenblick taucht das Gesicht in den roten Schimmer der Zigarettenglut, läßt hagere, harte Züge erkennen.

„Meine Herren, Sie reden immer von Kampf! Womit wollen Sie denn kämpfen?“ sagt der Oberstleutnant laut und schneidend. „Mit der Handvoll ausgebluteter, müder Soldaten, ohne schwere Waffen, mit den vollgepferchten LKW voll Verwundeter, ohne Sprit? – Das sind Illusionen, die nicht die geringste Hoffnung auf einen Erfolg zulassen!“

„Ich lehne es aber als Offizier ab, mich wie ein Dieb davonzuschleichen, solange noch eine Möglichkeit besteht, den Durchbruch zu wagen!“ ruft ein Hauptmann zornig.

Einen Augenblick schweben die Worte im Raum; tiefe Stille folgt, in der das Gesprochene bedrückend wirkt.

„Hier geht es nicht um Sie, hier geht es um den Bestand des Restes unseres Regiments, um alle, für die ich allein die Verantwortung trage!“ brüllt der Kommandeur, und seine Worte knallen wie Hammerschläge auf die Versammelten, scheppern an den Wänden nach. „Wir haben doch wahrlich Ausfälle genug, als daß wir sie noch durch vage Abenteuer zu erhöhen brauchen!“

„Aber meine Herren!“ läßt sich zum ersten Male der rumänische Oberst vernehmen, bemüht, die spannungsgeladene Atmosphäre zu bereinigen. In gebrochenem Deutsch legt er seinen Plan dar: „Ich haben eine sichere Weg, die deut-

sche Kamerrad durch die Russki zu brringen zu eigene Soldatt auf andere Seite; kein Schuß, keine Tote! Meine Soldaten Sie werden führen.“

„Und die Verwundeten, die Fahrzeuge, das Material?“ ruft ein Offizier dazwischen.

Der Rumäne streicht sich über den Bart, was man im Dunkel nur in der Bewegung zum Gesicht erkennen kann.

„Aber, aber! – Ob Kampf oderr nicht – Verrwundet kann tragen! Fahrzeug Sie machen kaputt! – Kein Essen, kein Munition – was tun? Kämpfen? Nicht mehr gutt!“

Nicht Rumäne schüttelt sich dabei, als könne er durch die Geste das Furchtbare eines Kampfes mit seinen Folgen besser erklären.

„Mir gefällt das nicht; das ist anrühlich, faul!“ sagt der hagere Hauptmann zu seinem Nachbarn, wobei er sich an das Ohr des Mannes beugt. „Die Rumänen haben uns schon am Tunnel in die Pfanne gehauen und sind stiftengegangen! – Ich traue ihnen nicht!“

Zur Bestätigung nickt der andere stumm mit dem Kopf.

„Wir sollten noch mal versuchen, mit der Division Funkverbindung zu bekommen!“ wirft einer der Männer ein, bestrebt, die Ratlosigkeit zu beseitigen.

„Die Funker sind ständig dran! Bisher ohne Erfolg! Voraussichtlich ist drüben niemand auf Empfang – haben selbst mit dem Russen zu tun!“ sagt der Kommandeur leise. „Wir sind auf uns allein angewiesen, keiner nimmt uns die Entscheidung ab!“

„In kurze Weile Russki hierr – dann zu spät!“ hebt der Rumäne wieder an. „Weite Weg, viel marrschieren! – Wenn zu spät – gefangen! Sibirria! Urral!“

Laut und hart wirft er die letzten Worte in die Versammlung, daß sie wie Granateinschläge nachklingen. Das Schreckgespenst der Gefangenschaft

drängt sich mit aller Macht den versammelten Männern auf.

„Noch habe ich eine Kugel für mich übriggelassen! An mich wird kein ‚Iwan‘ seine Hand legen!“ tobt der hagere Hauptmann.

„Meine Herren! Hier interessieren keine persönlichen Dinge! – Für einen gewaltsamen Durchbruch reichen unsere Kräfte nicht aus. Deshalb bleibt nur die Lösung, daß uns unsere Waffengeführten, die das Gelände kennen, unbeschadet durch die feindliche Linie bringen. Fahrzeuge und Material werden gesprengt. Achten Sie darauf, daß alle Verwundeten mitkommen; die Schwerverwundeten müssen getragen werden; bereiten Sie alles Notwendige dazu vor. – Vorhandene Munition für Infanteriewaffen wird auf die Soldaten verteilt, desgleichen Verpflegung – alles andere wird vernichtet! – Es ist jetzt zwei Uhr vorbei – in einer Stunde erwarte ich Vollzugsmeldung! Gehen Sie jetzt zu den Einheiten zurück!“ erteilt der Kommandeur seine Befehle.

Es ist plötzlich still; jeder mochte sich seine eigenen Gedanken über diesen Entschluß machen. Doch hier gilt der Befehl des Vorgesetzten.

Nach und nach erheben sich die Männer, schreiten hinaus ins Freie, saugen die frische Luft tief ein. Die Landschaft liegt im Zwielicht. Einige graue Wolken schleppen über den Himmel. Unklar, als dunkle Wand stehen die Karpaten am Horizont.

„Ich fühle Verrat! Dieser angebliche rumänische Oberst verkauft uns!“ knurrt der hagere Hauptmann, als er zusammen mit einem Oberleutnant durch das Dorf geht. „Aber ich werde die Augen offenhalten!“ fügt er entschlossen hinzu.

„Man mußte auf eigene Faust den Durchbruch wagen! Wenn es nämlich hier schiefgeht, dann sind wir mitschul-

dig – falls wir uns mal rechtfertigen müssen!“ ereifert sich der Oberleutnant.

„Allein ist der Durchbruch aussichtslos! Alle zusammen hätten wir es schaffen können!“ antwortet der Hauptmann verbittert und reicht ihm die Hand.

Die Männer trennen sich, jeder begibt sich zu seiner Einheit, erteilt die letzten Befehle.

Noch schieben sich lange Schatten durch die Niederungen, machen sich hinter Büschen und Bäumen breit. Der Dunst zieht über den Boden, hängt sich an die Gräser. Beklemmende Stille liegt über dem Land, drückt fühlbar.

„Die armen Hunde tun mir leid; das Herz dreht sich einem um!“ sagt Preisser, als er sieht, wie die Schwerverwundeten auf die improvisierten Tragen gelegt werden. Einige sind bewußtlos, andere stöhnen und krümmen sich vor Schmerzen.

„Besser so, als in Gefangenschaft zu kommen!“ erwidert der Gruppenführer.

Jeweils vier Mann fassen eine Trage, heben sie behutsam hoch und reihen sich in die Marschkolonne ein.

Vor ihnen zieht sich die lange Schlange der Kameraden im Nebel hin, während hinter ihnen noch weitere folgen. Auch Verwundete, die noch gehen können und deren Verbände an Kopf oder Armen weithin leuchten, trotten in der schier endlosen Reihe mit.

Einzelne Explosionen wummern vom Dorf her in die Stille.

„Die Pioniere lassen den Laden hochgehen!“ meint Preisser. „Ich bin gespannt, wie das noch weitergeht!“

„Ich traue den Rumänen nicht! Vielleicht spielen sie uns dem ‚Iwan‘ in die Hände!“ sagt ein Unteroffizier mißtrauisch.

„Abwarten und wachsam sein!“ wirft Lenz dazwischen.

Der Weg erfordert jetzt etwas Aufmerksamkeit. Er führt in eine Mulde, aus der von oben nur die Wipfel der Bäume sichtbar sind. Sie scheinen im Nebel zu schwimmen.

Die Stiefel der Soldaten rascheln im Gras, versacken manchmal im Morast. Es flutscht, wenn sie wieder daraus emporgezogen werden; breiige Klumpen bleiben daran hängen.

Immer wieder wechseln sich die Soldaten an den Tragen ab; rauhe Soldatenfäuste versuchen behutsam mit den Schwerverwundeten umzugehen.

Nur mühsam kommen die Männer voran, zwingen sich in langer Reihe zwischen Sträuchern und Büschen hindurch. Abgerissene, von Granaten zerhämmerte Astteile stecken im Gras, legen sich sperrig vor die Beine. Dünne Gerten schießen gerade aus dem Boden hoch, biegen sich bei der Berührung weich zurück, um desto härter und schmerzhafter zurückzuschnellen.

Zwischen Lücken des Geästes hindurch malt sich voraus ein rötlicher Hauch über den Saum des Horizontes. Wie die Zähne eines Sägeblattes kleben die Spitzen der Fichten daran, die sich schräg über den Höhenrücken der Karpaten entlangziehen.

Noch herrscht eine schläfrige Ruhe über der Landschaft. Nur manchmal summt in der Ferne ein Flugzeug der Russen, oder ein einsamer Einschlag einer Granate ist zu hören. Flackernd und lautlos geistern Leuchtkugeln über Jassy, werden von der Morgenröte verschluckt. In den Niederungen schleppen noch lange Schatten dahin, vermengen sich mit dem Nebel zum düsteren Grau.

Zeitweise tritt eine Stockung auf und zwingt zum Halten, läßt die Soldaten, die ermüdet sind, auflaufen. Manche benutzen die Gelegenheit, um sich kurz im Gras auszuruhen.

„Der ‚Iwan‘ muß blind oder blöde

sein, wenn er diese Riesenschlange nicht bemerkt. So lautlos bewegen wir uns ja auch nicht gerade!“ mault Preisser, nimmt den Stahlhelm ab, setzt ihn verkehrt an die Erde, hockt sich hinein, um sich vor der Feuchtigkeit zu schützen. Geduldig wartet er gleich den anderen, bis es wieder weitergeht.

„Das kommt mir auch verdächtig vor! So schlafmützig ist der ‚Iwan‘ sonst nicht!“ erwidert Heinzke. Er sucht in seinen Taschen und findet eine halbe Zigarette, zerbricht sie, kaut den Tabak im Mund.

Das gedämpfte Geräusch von Kochgeschirren und Waffen der Vormänner mahnt zum Aufbruch. Weiter quält sich die lange Schlange, schwanken die Tragen. Ein gespenstisches Bild.

Zu beiden Seiten der Mulde streben die Hänge steiler an, lassen unter der Grasnarbe nackten Fels zutage treten. Tiefe Risse zerhacken den Stein, machen ihn kantig und scharf. Knorriges Latschenholz kriecht weit ausholend über den Boden, klemmt sich mit dünnen, buckligen Wurzeln in die Rillen des Felsens, klettert daran hoch. Wie angesetzte Perücken hängen an der Höhe die Grasbüschel über die Schroffen hinaus, zwischen denen die mageren Wurzeln von Gesträuch in die Luft ragen. Klobige Gesteinsbrocken liegen behäbig, einzeln und in Gruppen, auf der Sohle des Grundes, eingebettet in den Morast, der an manchen Stellen weich hervorquillt. Ein paar Fichten stehen kerzengerade am Hang, werfen mit ihren dunklen Wedeln die Dunststrähnen ab, die sich wie Girlanden um sie winden.

Der gespenstische Zug verhält. Eine Rastpause wird eingelegt.

„Ich freß einen Besen, wenn der Spaziergang hier ein gutes Ende nimmt!“ sagt Preisser und setzt sich erschöpft auf einen tiefliegenden Ast. Während er den Oberkörper nach hinten in die Zweige

legt, läßt er sich sachte hin und her schaukeln.

Immer öfter haben die Soldaten halten und warten müssen. Die Unkenntnis der Lage und des Geländes zwingen auch dem gleichmütigsten Landser ein Gefühl der Beklommenheit auf. Ein plötzlicher feindlicher Überfall müßte unter den gegebenen Umständen verheerende Folgen haben.

„Der Teufel soll die Rumänen holen! Ihre Kenntnis des Terrains ist zweifellos imponierend, aber ...“, will der Obergefreite gerade sagen, als Lenz ihn mit einer Handbewegung unterbricht.

Gespannt lauschen alle. Unter den Soldaten schwillt eine Unruhe auf, die sich von Mann zu Mann fortpflanzt. Manche rudern mit den Armen in der Luft, deuten voraus in die Richtung der Karpaten, die sich stellenweise durch das Gäß hindurch zeigen.

Eine breitschultrige, untersetzte Gestalt geht an der Schlange der wartenden Landser entlang, spricht auf sie ein, kommt heran. Es ist der Zugführer, Stabsfeldwebel Wieland. Er winkt Lenz zu sich heran.

Etwas abseits von den anderen bleiben die beiden stehen, warten, bis die anderen Gruppenführer, die jetzt herankommen, da sind.

„Faule Sache!“ beginnt Wieland. „Ich komme eben von einer Lagebesprechung. Es ging ziemlich stürmisch zu. Einige hundert Meter seitwärts unserer Spitzengruppe sitzt der ‚Iwan‘ – mieses Gelände, unübersichtlich! Unsere Offiziere wollen erst einen Spähtrupp loschicken, um die ‚Lage zu peilen‘, und dann in Gefechtsformation weitergehen, damit keine Überraschungen zu fürchten sind! – Die Rumänen lehnen das entschieden ab. Wahrscheinlich haben sie triftige Gründe dafür! Bestimmt will uns der rumänische Oberst dem ‚Iwan‘ in die Hände spielen! Als ich diese Mei-

nung laut aussprach, hat mich der ‚Alte‘ bald gefressen! Er hat befohlen, wie bisher weiterzugehen und dem Rumänen Vertrauen zu schenken!“

Der Stabsfeldwebel sieht von einem der Männer zum anderen, beobachtet die Wirkung seiner Worte.

„Und?“ fragt Lenz in das Schweigen.

„Ich glaube nicht, daß einer der Landser daran interessiert ist, in Gefangenschaft zu gehen!“ holt der Zugführer weit aus, um sie besser für seinen Plan gewinnen zu können. Durchdringend blickt er dabei in die Runde, wartet einen Augenblick, bis er die entscheidenden Worte sagt: „Ich mache nicht mehr mit!“

„Und?“ fragt Lenz wieder.

„Und? Und?“ äfft Wieland gereizt nach. „Ich habe andere Pläne und möchte euch dabeihaben, sonst hätte ich nichts gesagt! – Aber ihr könnt mich auch in die Pfanne hauen, wenn es euch Spaß macht!“ sagt er lauernd.

„Unsinn! Nicht aufregen! – Daß Sie was auf dem Herzen haben, war nicht schwer zu erraten! – Ihren Plan wollen wir nur wissen!“ antwortet Lenz und grinst.

Stumm nicken die anderen Gruppenführer ihre Zustimmung.

Erleichtert atmet der Stabsfeldwebel auf und macht in hastigen Worten seine Vorschläge, die wenig später in den einzelnen Gruppen jeder Mann weiß.

Jeder ist auch froh, durch gemeinsames, zielbewußtes Handeln das Schicksal lenken zu helfen, als nur ein hilfloses Glied in einer langen Reihe, mit Blick auf den Vordermann, zu sein.

Als ob das Signal für das neue Unternehmen ergangen wäre, kommt plötzlich Bewegung unter die Landser. Der Marsch geht weiter.

Die vordersten Glieder der Menschen- schlange schieben sich behutsam weiter,



an der von den Rumänen angegebenen Stellung des Russen vorbei.

Der Morgen dämmert bereits spürbar herauf, läßt die Sicht besser werden, vergrößert aber auch die Gefahr, selbst gesehen zu werden.

Der Himmel schwimmt im Rot, das sich streifig entlangzieht, sogar an manchen Stellen in der Ferne auf das Land herunterschwappt. Wie im Feuer brennen Bäume, Sträucher und einige Matten am Hang der Berge. Der Morgenstern hängt als heller Punkt im fahlen Grau.

Erwartungsvolle Spannung erfaßt jeden der Männer. Der Gedanke, in kurzer Entfernung den Feind vor sich zu haben, mitten hindurchzuschleichen – wobei das kleinste Geräusch verhängnisvoll werden mußte –, zerrt an den Nerven.

Die Mulde, durch die sich die Landser die ganze Zeit vorwärts bewegen, verengt sich noch mehr, läßt zu beiden Seiten stellenweise Felsen hochwachsen, deren Ende in der Höhe in weit überhängendem Gebüsch nur zu erraten ist. Tiefe Auswaschungen und Kerben schneiden in den Stein, schaffen Schründe und eckige Vorsprünge. Dichtes Unkraut wuchert darin, springt in einsamen Büscheln zur Höhe hinauf. Wurzelwerk hängt verheddert ineinander, streckt magere Enden über den Abgrund. Faules rötliches Wasser quillt träge aus Rit-

zen, verschmiert den Fels und verläuft nach unten.

Obwohl es hell wird, herrscht an manchen Stellen unter dem Laubdach die Finsternis, macht die Umgebung wenig einladend.

„Wenn der ‚Iwan‘ hier bloß runterspuckt, ist es aus!“ flucht ein Landser leise.

„Ruhe!“ zischt der Gruppenführer und läßt weiter seine Augen die Felsen hinauf- und hinunterschweifen. Trotz striktem Schießverbot umkrallen seine Finger die MP, suchen daran Halt.

Stabsfeldwebel Wieland preßt sich eng an den Steinblock, stemmt sich mit den Stiefeln hart an den Boden. Während seine Rechte die Waffe umspannt, beobachtet er scharf nach allen Seiten. Über seinem Kopf reckt sich der Fels hoch. Der Schummer zwischen den Sträuchern hüllt die Gestalt des Zugführers fast völlig ein.

Hinter ihm, in einiger Entfernung, drücken sich die Landser seines Zuges unter das Gewirr der Büsche, warten. Die Tragen mit den Verwundeten befinden sich in der Mitte der Marschschlange.

Wieland verfolgt mit den Augen die Soldaten der anderen Einheit vor ihnen, die getreu dem Befehl des Kommandeurs immer tiefer in die jetzt nach allen Seiten sich windenden Hohlwege eindringen.

Arme Teufel! Sie werden mit blinden Augen in ihr Schicksal rennen. Mancher von ihnen wird sein Leben in Sibirien beschließen! geht es ihm durch den Kopf.

Plötzlich dreht sich der als Schlußmann dieser Einheit gehende Unteroffizier um; vielleicht aus Vorsicht, aus Wachsamkeit, aus Angst!

Verwirrt verharret er eine Weile, sucht vergeblich den Zug des Stabsfeldwebels.

Wie ist das möglich?

Wieso hat er nichts bemerkt? Das Gelände hat ihm die ganze Aufmerksamkeit abverlangt!

Er sieht seinen Männern nach, weiß nicht, was er tun soll. Auch ihn verfolgt das Gefühl, in einer Falle zu sein, schon die ganze Zeit; er sprach nur nicht davon.

In langen, schnellen Sätzen hastet er zurück, steht keuchend am Weg, sucht; er ahnt, daß der Stabsfeldwebel sich selbständig gemacht hat, und will mithalten. Durfte er, der Gruppenführer, einfach seine Leute im Stich lassen?

Wenn er sich ihnen mitgeteilt hätte, wäre bestimmt Verwirrung unter den anderen Gruppen entstanden!

Verdammt, wo steckt der Stabsfeldwebel mit seinen Männern?

Er kann niemand sehen!

Mutterseelenallein sieht er sich jetzt in der wildromantischen, gruseligen Gegend. Der letzte Mann seiner Gruppe ist längst hinter einer Wegbiegung verschwunden.

Die drückende Stille, die ihn umgibt, hängt sich wie ein Gewicht an ihn, scheint den ausgemergelten Körper erdrosseln zu wollen.

Unwillkürlich zwingt er die Hand zwischen Hals und Kragen, zieht daran. Angstschweiß tritt auf die Haut, er spürt die Erscheinungen der Furcht im Kribbeln unter dem Haar, die Steifheit der

Glieder. Arme und Beine scheinen bewegungsunfähig zu sein.

Ob ich rufe? – Wahnsinn! Der „Iwan“ hat auch Ohren! zermartert er sein Hirn. Ich hätte beim Haufen bleiben sollen!

Scheu blickt er in die Runde, erforscht mit den Augen mißtrauisch jeden Strauch, jede Felsnische.

Ein Stein knallt plötzlich unweit von ihm auf den Weg, hopst ein Stück weiter, bleibt liegen.

Mit einem unterdrückten Aufschrei schnellte sich der Gruppenführer an die aufragende Felswand, preßt sich eng daran, mit zitternden Fingern die Waffe haltend. Seine Augen rasen in die Runde.

Was war das?

Ist es schon soweit?

Ist er das erste Opfer dieses wahnwitzigen Unternehmens?

Sein Atem fliegt. Er strengt sich an, die Bilder, die ihm seine Phantasie vorgaukeln, fortzuwischen. Es gelingt ihm nicht. Die Angst um das Ich ist mächtiger, läßt sich nicht bannen.

Wie ein gehetztes Tier hängt er an die Wand gelehnt, den Oberkörper vorgebeugt, die Augen gequollen.

„He! Los! Herkommen!“ schallt es plötzlich vernehmlich an sein Ohr.

Der Stabsfeldwebel hat den Gruppenführer schon eine Zeit beobachtet und ihn jetzt angerufen.

Mit einem Schlag fällt die Angst von dem Mann ab; ein lauter Seufzer der Erleichterung entringt sich seiner Brust, es würgt ihn im Hals.

Er stößt sich vom Fels ab, taumelt mit weichen Knien in die Richtung des Rufers.

Der Stabsfeldwebel löst sich aus seinem Versteck, begibt sich zu den anderen, erteilt Befehle.

Wenig später bewegen sich die Männer tiefer in das zerklüftete Gelände hinein.

Wie ein schmaler Saumpfad windet sich jetzt der Weg. Eine enge Rinne nur, hat er sich im Laufe von Jahrtausenden in die Erde gegraben, vielleicht hat zur Zeit der Schneeschmelze hier ein Bach harte Schürfarbeit geleistet.

Die Männer gehen hintereinander; jeder beobachtet scharf nach allen Seiten.

Riesige Steine haben sich quer über den Pfad geklemmt, müssen überklettert werden. Abgestorbene Astenden greifen zur anderen Seite hinüber, haken sich in die Uniformen, zerren daran. Mit splitterndem Krach sausen die abgebrochenen Holzteile ins Geröll.

„Verdammt! Achtgeben!“ flucht jemand.

Immer höher steigen die Männer, keuchen, schwitzen. Manchem kommt das Verlangen an, sich einfach fallenzulassen und zu ruhen. Doch die nachrückenden Kameraden, die Gefahr, die Ungeßißtheit treiben sie weiter.

Wieland, der eine Strecke vorausgeht, dessen bulliger Körper anscheinend spielend mit den Strapazen fertig wird, gibt mit der Hand das Zeichen zum Halten. Hinter dem Stamm einer mächtigen Kiefer, deren Rinde rissig und harzverschmiert ist, hockt sich der Zugführer nieder, nimmt sein Glas vor die Augen, beobachtet.

Wo die Männer stehen, lassen sie sich zu Boden fallen, schließen die Augen.

Der eine oder andere rappelt sich wieder hoch, kramt aus dem Brotbeutel einen Kanten Brot hervor, kaut mit trokenem Mund daran.

„Ob der verwilderte Park noch mal ein Ende hat?“ fragt Preisser und gähnt dabei laut. Er liegt in seiner ganzen Länge an der Erde, hat die Arme unter dem Kopf verschränkt.

„Halt die Klappe! – Ich bin der Parkwächter!“ brummt Neuer ärgerlich.

Lenz geht nach vorn, läßt sich neben Wieland nieder.

Dieser blickt kurz auf. „Wir müssen uns westlich halten; so sparen wir das Übersteigen der Gebirgsausläufer, was den Männern zugute kommt; außerdem haben wir weniger Gefahr, auf den ‚Iwan‘ zu stoßen!“ Dabei öffnet er seine große Faust und legt den darin verschlossenen Kompaß frei, blickt flüchtig darauf.

„Ob die anderen schon gut durch sind?“ meint Lenz und sieht den Mann fragend an.

„Unmöglich! – Ich glaube kein Wort der Rumänen über die genaue Beschreibung der russischen Stellungen. Der ‚Iwan‘ wird da zupacken, wo keiner damit rechnet!“ erwidert energisch der Zugführer.

Lenz pfeift leise durch die Zähne.

„Dann ist die angegebene Stellung nur erfunden, um uns vom eigentlichen Hinterhalt abzulenken?“ setzt er hinzu.

„Sicher! – Die Sache zwischen dem angeblichen rumänischen Oberst und den Russen ist gut vorbereitet!“ schimpft Wieland.

„Wo vermuten Sie den Feind?“ will Lenz wissen.

Der Zugführer kramt eine verknitterte Karte aus der Tasche, entfaltet sie. Mit dem Zeigefinger gleitet er über das Blatt. „Wir befinden uns hier. Das ist der Sereth – Entfernung etwa zwei Kilometer. Dann beginnt das Siebenbürgische Hochland, die Karpaten. Meiner Ansicht nach wird der Russe erst jenseits des Flusses angreifen; dann gibt es kein Entkommen!“

„Verdammt, der Fluß! Daran habe ich gar nicht gedacht!“ sagt Lenz. „Wie kommen wir hinüber?“

„Mal sehen! Es wird schon klappen! Wir müssen weiter!“ erwidert Wieland, erhebt sich.

Und wieder stapfen die Männer den holprigen Weg weiter, verhalten, lauschen, marschieren, fluchen, schwitzen.

Das Gurgeln von Wasser dringt plötzlich in die Stille, wird lauter. Es klatscht, wenn die Wellen an die Steine schlagen.

Zwischen den Lücken im Laub der Bäume schimmert der Spiegel des Flusses herauf. Wie flüssiges Silber wogt er vorbei, kräuselt in kleinen Wellen, die übereinanderpurzeln, hastig weitereilen – in unablässiger Folge. Farbwischer des Morgenrots gleiten darüber, lassen das Wasser leuchten.

Unter größter Vorsicht arbeiten sich die Männer zu Tal, stets mit dem Feind rechnend. Die Büsche des Ufers werden genau untersucht.

Wieland beobachtet mit dem Glas die andere Seite, die sich nur als dunkle Wand zeigt, ansonsten keine Einzelheiten erkennen läßt.

Weder das Auge noch das Ohr lassen irgendwie auf die Anwesenheit des Russen schließen.

Ein paar Frösche quaken abseits im Schilf, das in der Strömung hin und her pendelt. Weißer Dunst steigt vom Wasser auf, tanzt fort.

„Wie kommen wir hinüber?“ fragt Lenz und blickt über die Wasserfläche.

„Wir müssen eine seichte Stelle suchen! – Hauptsache, daß drüben kein ‚Iwan‘ ist! – Man müßte erst mal erkunden!“ sagt Wieland.

„Ob die Strömung stark ist?“ sinniert der Unteroffizier.

Der Zugführer sieht Lenz fragend an.

„Ich riskiere es! – Einer muß es ja tun!“

„Moment!“ sagt Wieland, dann entfernt er sich, kehrt bald darauf mit einer Rolle Fernsprechkabel wieder zurück; erstaunlich, wie dieser Mann sich auf das Unternehmen vorbereitet hat.

„Weiter rechts scheint es nicht so tief und reißend; die Wellen scheinen lang-samer, die Strudel könnten von Steinen auf dem Grund herrühren!“ meint der Zugführer.

Sie drücken sich an den Sträuchern lang, dringen an das Ufer vor.

Mit Erwartung und Neugier verfolgen die Männer aus der Deckung heraus das Tun der Vorgesetzten.

Lenz überprüft den Inhalt seiner Taschen, wirft ihn in eine Zeltbahn – die Waffe dazu. Dann schnürt er ein Bündel, befestigt es auf den Schultern.

In der Zwischenzeit hat der Zugführer ein paar Leute herbeigewinkt, die Schilf abschneiden und auf einen Haufen zusammenlegen.

Schließlich bindet sich Lenz das Fernsprechkabel um den Leib, drückt das Schilfbündel ins Wasser, schiebt es vor sich her.

„Hals- und Beinbruch!“ sagt Wieland halblaut und läßt die Trommel im Traggestell abrollen.

Lenz nickt stumm mit dem Kopf und steigt in das Wasser. Wie eiskalte Krallen dringt es durch die Kleidung an die Haut, steigt bei jedem Schritt höher. Der Unteroffizier schnappt nach Luft, tastet mit den Füßen vor, die im Schlamm versinken. Deutlich merkt er, wie die Stiele des Schilfs an den Stiefeln scheuern und sich die Wurzeln beim Hochheben in den Beinen verwickeln.

Er ist ganz allein in einem Schilfwald. Wie Lanzenschäfte ragen sie um ihn in die Höhe, wiegen hin und her, wenn er daranstößt; manche Schäfte knicken ein, versinken unter der Oberfläche.

Immer weiter schiebt Lenz den Schilfhaufen vor sich her in den Fluß.

Plötzlich öffnet sich vor ihm das Blickfeld.

In Bauchhöhe strömt das Wasser entlang, tänzelt in munteren Wellen. Träge Dunststreifen ziehen daraus empor.

Der Unteroffizier bückt sich, beobachtet das andere Ufer.

Alles ist ruhig.

Vorsichtig tastet er sich wieder weiter, rutscht manchmal von einem Stein

ab, findet wieder festen Grund. Meter um Meter arbeitet er sich durch die Flut voran, die allmählich bis zur Brust ansteigt.

Er blickt zurück, um die Entfernung zu schätzen: Es müßte bald die Mitte sein! Wenn es nicht tiefer wurde, könnten die Leute die Durchquerung schaffen. Weit stehen jetzt beide Ufer entfernt. Aus diesem Sichtwinkel wirkt das Wasser bedrohend, gefährlich. Weiter, immer weiter schiebt sich Lenz vor.

Das Kältegefühl ist gewichen; sein Körper scheint jetzt sogar zu brennen, heiß zu werden.

Näher wächst das Ufer heran. Mit jedem Schritt zeichnen sich deutlicher die Umrisse der Bäume ab, lassen Einzelheiten sichtbar werden – die dichten Wipfel der Sträucher über den Schilfspitzen, die knorrige, schiefe Kopfweide, deren Ruten wie einzelne Haare abstehen.

Der Mann spürt, wie die Strömung sich in den Körper stemmt, ihn rüttelt und umzuwerfen droht. Er schwankt hin und her, stemmt sich dagegen, dreht das Schilfbündel gegen die Strömung, hält sich daran fest.

Die Idee war gut! Das Ding dient als Schwimmhilfe, Tarnung, Deckung und zum Festhalten! – Der „Stabsfeld“ versteht sein Handwerk! überlegt Lenz. Er hat wieder Halt gefunden und tastet sich Schritt für Schritt weiter vor.

Mit Genugtuung stellt er fest, daß sich der Wasserspiegel senkt, er zunehmend dem Ziel näher kommt. Nun ist größte Wachsamkeit geboten – jetzt muß es sich entscheiden, ob der Weg frei ist.

Lenz hält auf die Weide zu, die dicht am Wasser steht und sich ihm entgegenneigt. Dichter Bewuchs liegt um ihren Stamm. Wasserpflanzen füllen davor die Lücken im Schilf.

Der Gruppenführer verhält einen Au-

genblick, sucht eine Strecke weit das Ufer mit den Augen ab.

Er kann nichts Verdächtiges bemerken. Gleichmäßig und eintönig klingt das Plätschern der Wellen an sein Ohr.

Nur noch wenige Meter trennen ihn von dem Baum, der einsam und wuchtig im Unterholz steht.

Lenz möchte sich beeilen, um die letzte, gefährlichste Strecke – wenn Feinde ihm auflauern sollten – möglichst schnell zu schaffen.

Doch er zwingt sich, gerade jetzt bedächtig, vorsichtig zu sein.

Lautlos wie eine kleine schwimmende Insel treibt das Schilfbündel heran, zwingt sich leise zwischen die Wasserpflanzen, drückt sie unter Wasser.

Als wenn sie ihr Ziel erreicht hätte, schaukelt die Insel auf den Wellen auf und nieder, schwingt nach einer Zeit wieder näher heran, bis sie schließlich an der rissigen Rinde der Weide hängenbleibt.

Nur das Glucksen des Flusses tropft in die Stille.

Zwei Hände umfassen plötzlich eine dicke, krumme Wurzel, die wie ein Henkel über der Oberfläche hängt. Lenz zieht sich daran hoch, läßt sich sofort in das dichte Gras fallen.

Erschöpft bleibt er liegen, horcht nur angestrengt über sich. Keuchend geht sein Atem; der Körper schüttelt sich vor Kälte, die Zähne klappern aufeinander. Die Glieder sind wie abgestorben, vom Wasser ausgelaugt, rot.

Am Boden liegend, reibt Lenz die Hände aneinander, bewegt die Zehen im Stiefel.

Langsam richtet er sich auf die Knie, lugt nach allen Seiten. Dann löst er mit noch immer klammen Fingern das Kabel, windet es um den Stamm der Weide, verknotet es fest.

Nachdem er das Bündel von seinen Schultern entfernt und geöffnet hat,

nimmt er die Waffe zur Hand und kriecht zur Absicherung unter einen Strauch. Von hier aus kann er die Kameraden beobachten, die eben in kurzen Abständen hintereinander in das Wasser steigen. Sie halten sich an dem von Ufer zu Ufer gezogenen Kabel fest. Langsam sacken ihre Körper tiefer ein, lassen nur Kopf und Brust herausragen. Immer näher streben die Männer zur Mitte des Flusses, wobei der erste ebenfalls ein Bündel Schilf vor sich hertreibt.

Lenz kriecht nochmals aus der Deckung, erkundet eine Strecke weit das Ufer, lauscht in den Wald, der sich dahinter anschließt.

Als er keine fremden Geräusche vernimmt, geht er wieder zurück, wartet.

Es ist bereits sehr hell, und Lenz kann ganz deutlich jeden Mann am anderen Ufer erkennen, sieht auch genau die Köpfe der Männer, die, wie an einer Schnur aufgefädelt, durch den Fluß näher kommen. Erste Sonnenstrahlen stechen wie Scheinwerferkegel in langen, sichtbaren Bahnen durch den Dunst. Das Wasser blitzt an manchen Stellen auf.

Das wäre ein Fressen für die „Iwans“! denkt der Unteroffizier und meint die Kameraden im Wasser. Es wird Zeit, daß sie das Ufer erreichen.

Es dauert noch eine Weile, in der Lenz unablässig mit schußbereiter Waffe sichert, bis Wieland, der die Reihe anführt, an Land kriecht.

Mit leiser Bewunderung sieht er, wie der Zugführer kaum Ermüdungerscheinungen zeigt und sich sofort bemüht, den nachkommenden Landsern aus dem Wasser zu helfen.

Einige lassen sich ins Gras fallen, schlottern vor Kälte.

Mehr und mehr füllt sich das Ufer, nimmt die Landser auf.

Wieland schickt ein paar Männer als Sicherung nach allen Seiten, während er

sich weiter mit den Leuten im Fluß beschäftigt.

„Wenn das meine Mutter wüßte, daß ich frühmorgens schon kalt bade – die würde schimpfen!“ stottert Preisser mit klappernden Zähnen, als er neben Lenz auf dem Bauch liegt.

„Dafür bist du aber auch sauber wie ein Konfirmand!“ entgegnet der andere grinsend.

Der Gruppenführer erhebt sich, geht wieder zu Wieland. Die letzten Landser hangeln sich gerade über die Mitte des Stromes heran, das Kabel haltend.

„Gleich haben wir es gepackt!“ sagt der Zugführer über die Schulter zu Lenz und zerrt die nassen Männer hoch.

„Wir wissen aber nicht, was uns jetzt noch erwartet! Vermutlich steht uns das Schlimmste ...“ Lenz wird in seiner Antwort unterbrochen.

Lauter Gefechtslärm hackt plötzlich in die Stille. Die Schüsse hallen aus südwestlicher Richtung herüber – das Echo scheppert in den Schluchten und schleppt sich fort in die Wälder.

Verdutzt halten die Männer in ihren Bewegungen inne, lauschen angestrengt, sehen sich vielsagend an.

„Es ist soweit! – Sie sind über den Fluß und sitzen jetzt in der Falle!“ schimpft Wieland. „Mir hat man nicht geglaubt!“

„Was nun?“ fragt Lenz.

„Helfen!“ antwortet der Zugführer und wendet sich zum Fluß. „He! Vorwärts!“

Dieses Zurufs hätte es gar nicht bedurft; die Männer sind von sich aus bemüht, das Ufer schnell zu erreichen, bevor etwas dazwischenkommt.

Wenig später klettert der letzte Mann, ein Unteroffizier, heraus, torkelt auf die anderen zu.

„Gruppenführer zu mir!“ befiehlt Wieland und wartet etwas abseits, bis die Gerufenen eintreffen.

„Ich habe es befürchtet – unsere Kameraden sind dem ‚Iwan‘ ins Garn gegangen!“ hebt der Zugführer an. „Wir müssen ihnen helfen; vielleicht können wir sie heraushauen!“

„Warum sind wir erst abgebogen, wenn wir jetzt zu ihnen wollen?“ wirft Breuer, der Unteroffizier, der als letzter zum Zug gestoßen war, ein. Er kann nur mit Mühe seinen Ärger unterdrücken.

„Sie denken wohl nur an Ihre eigene Haut!“ sagt Wieland und sieht ihn verächtlich an.

„Ob unser Eingreifen entscheidend sein wird?“ äußert ein anderer seine Zweifel.

„Das Überraschungsmoment ist unser Vorteil; der Russe ist nicht darauf gefaßt! – Und außerdem: Wie sollen wir denn später vor unserem eigenen Gewissen bestehen können, wenn wir jetzt nicht wenigstens den Versuch machen, den Kameraden zu helfen?“ sagt der Zugführer erregt.

„Selbstverständlich machen wir mit!“ sagt Lenz.

Sein Beispiel spornt auch die anderen an, die zwar fluchend, aber doch entschlossen das Unternehmen bejahen.

Wieland blickt noch kurz auf Karte und Kompaß, dann ergreift er seine Waffe, schleicht zwischen den Sträuchern dahin. Kraftvoll teilt er die Büsche, zwingt sich hindurch, jagt mit den Augen suchend voraus. Die Männer haben Mühe, ihm zu folgen, obwohl sie den getretenen Pfad benutzen.

Wieland achtet nicht darauf, daß ihm Dornen die Haut ritzen, Astsplitter seine Uniform zerschleifen. Wie ein Roboter bricht er sich immer tiefer Bahn. Manchmal verhält er, lauscht auf das Schießen, das noch immer, jetzt verstärkt, herüberhallt.

Es konnte nicht mehr weit sein, und Vorsicht war geboten. In dem dichten Unterholz, das sich über den Boden

zieht, verstecken sich die schmalen Rinnen, versumpft und tückisch, steinige Flächen, verwittertes Gestein, sperrige Äste und verfilztes Rankengestrüpp. Verirrte Kugeln klatschen unweit an Stämme oder winseln irgendwo als Querschläger.

Wieland erklimmt einen kurzen, steilen Hang, wirft sich blitzschnell an die Erde. Er blickt auf seine Männer zurück, winkt sie mit der Hand heran.

„Da!“ flüstert er und deutet mit der Hand nach unten, wo in einer Mulde sichtbar Landser zu Haufen zusammengedrängt stehen. Russische Posten mit angeschlagenen Waffen halten sie zusammen.

Etwas links hackt aus der Deckung heraus ein feindliches MG hinüber in eine Buschgruppe, aus der vereinzelt Schüsse peitschen.

Laute russische Kommandos hallen herauf.

„Gruppen übernehmen! Bei Pfiff Angriff! Zwei Gruppen links, die anderen rechts von mir! Los!“ gibt der Zugführer seine Befehle.

Die Männer schleichen sich in ihre Ausgangsstellungen, warten.

Ein schriller Pfiff schwebt durch den Wald.

Die Landser springen aus den Deckungen, feuern wild in die Gegner, mähen sie im Lauf nieder.

Die Russen sind überrascht, suchen ihr Heil in der Flucht; nur einzelne finden sich schnell wieder, leisten Widerstand.

Blitzartig haben die gefangenen Landser die Lage erfaßt, stürzen sich ebenfalls auf die Feinde, krallen sich mit bloßen Händen an den Hals des Gegners. Andere schlagen mit Knüppeln und Fäusten um sich.

Plötzlich kommen Russen, durch den Gefechtslärm aufmerksam geworden, in Scharen durch die Hohlwege, zwischen

Sträuchern und Büschen hervor. Ein lautes Gebrüll hallt von den Felsen wider, röhrt als Echo im Wald.

Die Landser rennen auseinander, werfen sich unter Büsche, hinter Steine, um den Geschossen auszuweichen. Gleich wilden Hummeln kommen die Kugeln angelegt, bohren sich knirschend in die Stämme, singen abscheulich, wenn sie am Fels abprallen und davonstieben.

Einige Soldaten haben den gefallenen Gegnern die Waffen abgenommen und feuern damit wild in die Angreifer. Viele von ihnen werfen die Arme hoch, kippen mit dumpfem Aufschlag in die Schluchten.

Es ist ein Kampf Mann gegen Mann in einem undurchdringlichen Gelände, ohne Gnade – du oder ich!

Kameraden finden sich, bilden Gruppen, die, allein auf sich gestellt, ohne Kenntnis der Lage kämpfen, nur von dem Willen beseelt, auszubrechen und sich in die Wälder zu schlagen. Das Hämmern ihrer Waffen verliert sich in der Tiefe des Geländes.

Verschiedene dieser Trupps stoßen aufeinander, dringen mit dem Mut der Verzweiflung auf den Feind ein, reißen Lücken in die gegnerische Linie, schlagen sich durch – gelangen Tage später, todmüde und abgerissen, zu den Kameraden im großen Kessel.

Ihre Tat hat sich gelohnt!

Einer dieser draufgängerischen Führer eines Trupps ist der hagere Hauptmann, der von Anfang an dem Rumänen mißtraute.

„Mir nach!“ schreit Lenz und schnellst sich in eine Felsennische. Über ihm ragen scharfkantig und eckig die Steine auf, bilden an manchen Stellen Vorsprünge, an denen Grasbüschel überhängen.

Unterhalb, in der Mulde, tackt das russische MG zum Wald hinüber. Lenz

sieht deutlich die Schützen hinter der Waffe liegen.

Die Männer seiner Gruppe springen einer nach dem anderen in die Deckung, werfen sich in der Nähe des Unteroffiziers zu Boden.

Lenz holt eine Eierhandgranate aus der Hosentasche, reißt sie mit den Zähnen ab, zählt, wirft.

Die Männer hören eine dumpfe Detonation.

Das MG schweigt.

„Los! Ran!“ ruft der Gruppenführer und schnellst hoch.

Wütendes Feuer peitscht plötzlich von der Seite herüber, zwingt die Männer der Gruppe Lenz, in Deckung zu bleiben.

„Verdammt! Der ‚Iwan‘ bringt Verstärkung heran! – Wir müssen hier weg! Eine Handgranate hier rein – und wir sind alle im Eimer!“ zischt Lenz. „Zwei Mann nach links absichern, die anderen, in Abständen, mir nach!“

Wie im Trommelwirbel hämmern die Geschosse an die Felswand. Funken springen aus dem Gestein, faustgroße Stücke sausen umher, schlagen polternd in den Abgrund. Querschläger winseln über den Köpfen der Männer davon oder klatschen knapp neben ihnen zur Erde.

„Feuer!“ befiehlt der Gruppenführer, und die beiden Landser reißen den Abzug durch. Pfeifend fegen die Geschosse zum Russen hinüber.

Im gleichen Augenblick setzt Lenz in langen Sprüngen einige Meter zurück, faßt mit beiden Händen den vorspringenden Ast eines Strauches, schwingt sich über eine Bodenwelle in das wuchernde Gestrüpp.

Geschosse der Russen verfolgen seinen Weg, mähen tiefe Gassen durch das Gras, säbeln die Zweige von den Bäumen.

Hart an den Boden gepreßt, kriecht der Gruppenführer hinter den dicken

Stamm einer Fichte, bringt die Waffe in Anschlag.

Schon sieht er, wie Preissers Kopf auftaucht, wie der Obergefreite den gleichen Weg nimmt, sich herüberschleudert, in die Deckung hechtet.

„Verteilen! Feuerschutz für die anderen!“ ruft ihm Lenz zu und schießt eine Garbe zum Feind hinüber. Ein Landser schwingt sich eben aus der Mulde, ist einen Augenblick zu lange im einzusehenden Teil. Er wirft plötzlich die Arme hoch, krümmt sich röchelnd zusammen und fällt leblos in die Mulde zurück.

Noch einer erleidet dasselbe Schicksal, ehe sich der Rest der Gruppe um Lenz versammelt hat und sie sich weiter in das Gebüsch zurückziehen.

Vereinzelt kleckern noch Schüsse der Russen herüber, verlieren sich aber wirkungslos.

Auch von anderen Stellen hallen Rufe, das Schreien Verwundeter, das Hämmern der Waffen.

„Da!“ sagt plötzlich Preisser und hält mit der Hand den Unteroffizier zurück, deutet hinunter, wo auf einem Weg ein Zug gefangener Landser entlangmarschiert.

„Arme Kerle! – Und wir können nicht helfen!“ sagt Lenz und fügt plötzlich ganz erregt hinzu: „Dort ... ganz außen rechts, wo der zweite Posten geht ... Mensch, das ist ja Wieland!“

Alle Männer schauen stumm auf die Kolonne der Kameraden.

Da geschieht es!

Wieland knallt plötzlich dem Posten seine wuchtige Faust unter das Kinn, dann entreißt er diesem die Waffe und stürzt zum nahen Gebüsch.

Mitten im Lauf jedoch erreichen ihn die Kugeln der anderen Posten, werfen ihn auf das Gesicht.

Die Gefangenen, die stehengeblieben waren, werden mit Kolbenschlägen weitergetrieben.

Lenz und seine Männer sind erschüttert von dem Vorfall und sehen sich stumm an.

„Los!“ ruft Lenz etwas rau und wendet sich zum Gehen.

Wortlos, die Waffen im Anschlag in der Hüfte, bewegt sich die Schar von vier Männern – der traurige Rest der Gruppe Lenz – weiter durch das Dickicht.

Ohne Hoffnung, ohne Kenntnis des Geländes und der Lage, ohne Ziel; nur mit dem Willen, nicht aufzugeben!

Steiler und mächtiger wachsen die Berge auf, sind zerklüftet, lassen tiefe Schlünde sehen, in denen Gestrüpp wuchert. Armdicke, lange Schößlinge reichen aus schummrigen Dunkel zum Licht herauf, lecken in den Himmel. Knorriges, über den steinigen Boden kriechendes Unterholz verschlingt sich mit wuchernden Gewächsen zu unpassierbarem Dickicht.

Es ist bereits heller Tag, und die Sonne sticht unbarmherzig hernieder. Weiße Lichtkringel tänzeln über den Boden, schaukeln in der Bewegung der durch die Laublücken fallenden Strahlen hin und her. Die Felsen sind heiß, werfen das Licht zurück. In der Ferne flimmern die Umrisse der Bergrücken in der wabernden Luft. Der starke Duft von Harz entströmt den Kiefern, an deren Stämmen in langen Tränen die klebrigen Klumpen hängen.

Schritt für Schritt geht es bergan, stemmen sich die Stiefel in den harten Grund; manchmal spritzt unter den Nägeln ein Funken aus dem Stein.

Im Schatten einer mächtigen Buche bleibt Lenz stehen, gibt dann mit der Hand das Zeichen, zu rasten. Müde lassen sich die Männer in das weiche Moos fallen, das sich wie ein Teppich ausbreitet.

In jedem der verschwitzten Gesichter zeichnet sich die gewaltige Anstren-

gung. Die Augen liegen in tiefen Schattten, die Lippen sind trocken und rissig vor Durst, die Glieder sind schwer wie Blei.

„Wir müssen uns ein bißchen erholen! Haut euch hin, ich übernehme die erste Wache!“ sagt Lenz, noch immer keuchend. „Dann sehen wir weiter!“

Dankbar und stumm nicken die anderen und sind in wenigen Sekunden eingeschlafen.

Der Gruppenführer lehnt sich mit dem Rücken an den Stamm, die MP vor sich auf den Knien liegend.

Es ist ganz still in der Schwüle.

Irgendwo pocht ein Specht im schnellen Rhythmus. Die Schläge hallen wie eine entfernte MG-Salve herüber.

Lenz spürt noch immer die Feuchtigkeit in den Kleidern, die durch die Sonne und die Körperwärme allein nicht beseitigt ist. Seit der Flußdurchquerung am Morgen hat er gleich den anderen keine Gelegenheit gefunden, die Uniform auszuziehen.

Einer der Schläfer stöhnt im Traum, wälzt sich auf die Seite, atmet ruhig weiter.

Der Gruppenführer ertappt sich dabei, wie ihn zeitweise der Schlaf übermannt und sein Kinn auf die Brust sinkt.

Bewußt, um sich wach zu halten, kramt er in den Taschen – und findet zwischen den Sachen, die er in der Zeltbahn trocken über den Fluß gebracht hatte, eine einsame Zigarette.

Ein Schatz.

Schnell setzt er sie in Brand, nimmt einige tiefe Züge. Leichter Schwindel befällt ihn, es kribbelt im Blut – ein Gefühl von Zuversicht und wachsender Energie durchströmt ihn.

Nichts läßt in der tiefen Stille des Sommertages auf das Vorhandensein der Russen schließen; aber eine Ahnung vorhandener Gefahr – der sechste Sinn jedes erfahrenen Landsers – beunruhigt

auch den Gruppenführer. Leise erhebt er sich, in der Absicht, das Gelände etwas näher zu untersuchen.

Lenz schreitet an den schlafenden Kameraden vorbei, gleitet über eine vom Sturm gefällte morsche Kiefer hinab in eine Rinne. Sperriges Wurzelwerk sticht darüber hinweg, läßt einige Enden wirr in die Luft hängen. Ein weites Loch tut sich darunter auf, die braune, weiche Erde ist von Mäuselöchern zerfurcht. Eines der flinken Nagetiere raschelt seitlich durch das vermoderte Laub davon.

Der Gruppenführer arbeitet sich geduckt durch die flache Mulde fort, die von Ranken durchzogen ist. Unreife Brombeeren verstecken sich im Laub, durch das sich giftig violett die steifen Gerten des Fingerhutes drängen.

Mitten in einem Kranz von langen Farnwedeln ragt ein klobiger Stein aus der Mulde, versperrt die Sicht. Lenz schleicht darauf zu, teilt den Bewuchs mit den Händen, beobachtet.

Blitzschnell drückt er das Gesicht wieder zur Erde, blinzelt zwischen den Halmen hinunter.

Wie durch ein Gitter zeichnet sich jetzt ein Ausschnitt des Geländes vor seinen Augen.

Aus der wie in sanften Wellen gleitenden grünen Fläche der Baumwipfel, unterbrochen von dunklen Farbklecksen der Nadelhölzer, ragen einige verwitterte, nackte Felswände heraus. Die Sonne spielt darin, schafft durch Licht und Schatten scharfe Umrisse. Kahle, abgestorbene Äste reichen aus dem Grund herauf, scheinen wie riesige Spinnen mit langen Beinen am Gestein hochzuklimmen zu wollen.

Am vordersten Felsen, knapp zwanzig Meter entfernt, windet sich ein schmaler Pfad in scharfer Biegung herum, schlängelt sich empor.

Russen!

Lenz zählt in Gedanken mit: eins, zwei, drei ...

Noch eine Gestalt schiebt sich vorsichtig um den Fels, schließt sich den anderen an.

Ein Spähtrupp!

Der Führer gibt den anderen mit der Hand ein Zeichen, verhält, nimmt sein Glas vor die Augen, beobachtet in die Runde.

Lange – zu lange – blickt er herauf, sagt etwas nach hinten, sieht wieder her.

Lenz spürt, wie sein Herz gegen die Erde pocht, wie ihm die Uniform zu eng wird. Er atmet nur in kurzen Zügen, um sich durch keine Bewegung zu verraten.

Die Sonne sticht wie heiße Nadeln auf die Haut, in der duftschwangeren Schwüle hängt das Gesumm der Insekten und wirkt friedlich, einschläfernd.

Die Kameraden! – Wenn die Russen weitergehen, müssen sie an uns vorbei! schießt es Lenz durch den Kopf.

Fieberhaft überlegt er, was er unternehmen könnte, um die drohende Gefahr abzuwenden.

Wenn dieser Kerl bloß das Glas fortnehmen möchte! Ob er schon Verdacht geschöpft hat?

Endlich nimmt der Spähtruppführer das Glas von den Augen, dreht sich um, und einen Augenblick später verschwinden die Russen hinter einer Felsbiegung.

Lenz atmet tief auf. Die Gefahr ist vorbei!

In langen Sätzen hastet er zu den Kameraden zurück – und läuft direkt in deren angeschlagene Waffen hinein.

„Wo bleibst du denn so lange? Ist was los?“ keucht Heinzke vor Erregung und läßt gleich den anderen die Waffe wieder sinken. Alle sehen fragend auf den Gruppenführer.

Lenz berichtet in kurzen Worten, und dann schleicht er den gleichen Weg zurück, die anderen hinterher.

Bei dem Stein läßt der Unteroffizier

die Männer in Deckung bleiben, beobachtet nochmals.

Von den Russen keine Spur.

Er zieht es trotzdem vor, einen anderen Pfad zu suchen; die Gefahr, mit dem Gegner zusammenzutreffen, ist zu groß.

Die kleine Schar pirscht sich weiter durch das unwegsame Gelände, stolpert über Wurzeln und Steine, klettert über morsche Stammreste und Geröllhalden. Immer weiter, immer tiefer stoßen sie in das gewaltige Gebirgsmassiv der Karpaten vor.

Die Sonne wirft bereits lange Schatten, als die Männer wieder eine längere Pause einlegen.

Hier, weitab von den Ereignissen des Morgens, ist wohl kaum mit Feindberührung zu rechnen.

Wie eine beschauliche bunte Seite aus einem Bilderbuch steht die Kulisse des Landes in der untergehenden Sonne.

Während fern am Horizont der feurige Ball hinter einen dunklen Waldsaum



kriecht und roten Glast darüber ausgießt, gleiten einzelne Strahlen wie suchend näher, setzen helle Lichtflecken in die ersten Schatten der Dämmerung. Die Gräser überziehen sich mit glitzernen Tauperlen. Aus den Niederungen tief unten im Tal schweben Dunstfäden aus dem Boden, wehen wie Feenschleier dahin.

Die Umrissse eines Dorfes sind sichtbar. Wie aus einer Spielzeugschachtel hingestellt, schmiegen sich die Katen in die Landschaft.

Erschöpft liegen die Männer im Gras, haben keinen Blick für die Schönheit der Natur, für die Farbenpracht des Abends.

„Wenn ich nicht bald was zu futtern bekomme, verliert Deutschland einen seiner besten Soldaten durch Entkräftung!“ schimpft Preisser und durchsucht zum x-ten Male seinen Brotbeutel – ohne Erfolg.

„Hungern ist Faulheit! – Ich habe mir den Bauch mit Beeren vollgehauen! Wenn ich wieder heimkomme, trete ich in den Klub der Vegetarier!“ erwidert Neuer und schlürft mit Behagen das kühle Wasser aus dem Becher.

Leise plätschert ein Rinnsal zwischen den Steinen dahin, gluckst und murmelt heimelig.

Zwischen den Bäumen wird es immer schummeriger. Ein paar verlorene Strahlen stechen als helle Bänder zwischen die Stämme, wirken wie ein letzter Gruß des Tages.

Auch der Unteroffizier spürt den Hunger in den Därmen, hat einen faden Geschmack auf der Zunge.

„Fertigmachen!“ sagt er, streckt sich und steht auf.

Stumm, jeder mit seinen Gedanken beschäftigt, schreiten sie weiter.

Die Dämmerung legt sich über das Land, verwischt mit dem grauen Farbpinsel alles, was im Licht der Sonne

bunt war. Traurig und verloren ist die Landschaft jetzt im Schummer.

Der Weg, nur ein zufällig entdeckter, kaum begangener, enger Pfad, baut immer mehr Hindernisse auf, welche sich den Landserbeinen entgegenstellen und die Männer straucheln lassen.

Es geht jetzt stark bergab, zwischen hochstämmigen Buchen und dichten Sträuchern. Manchmal rutscht einer der Landser auf einer glatten Steinplatte aus, saust ins Gestrüpp. Steine lösen sich vom Boden, krachen zu Tal.

„Ihr Trampeltiere! Als ob eine Elefantenherde ankäme!“ schimpft der Unteroffizier.

Eine Waldschneise tut sich plötzlich auf, läßt den Blick frei.

Auf der Talsohle unter ihnen gewahren die Männer eine ausgedehnte Grasfläche, die sich in der Ferne wieder im Wald verliert.

Die dunklen Umrissse von Bauernkaten heben sich aus den Wiesen ab. Das Blöken von Schafen tönt bis herauf.

„Los! Hin!“ sagt Lenz und geht weiter.

Dichtauf folgen die anderen; angeregt durch das Rufen der Tiere machen die Gedanken weite Sprünge: Stall, Menschen, Feuer – Essen!

Der Hunger wird doppelt mächtig.

Es ist schon sehr dunkel, als die Landser vor sich die Holzhäuser erblicken. Angeschmiegt an einen Hang, in einem weiten Kessel, umgeben von dichten Wäldern, stehen die Hütten weltverloren in der Stille.

Aus den niederen Schornsteinen kräuselt heller Rauch auf, weht über die Dächer davon, verschwindet in Streifen zwischen den Stämmen.

Gelbe Vierecke kleben an den aus Balken gefügten Wänden – erhellte Fenster.

Abgerissene Rufe und das Kläffen eines Hundes dringen herüber. Ab und zu

huscht eine dunkle Gestalt entlang, geht im Schatten unter.

Ein zertretener Weg windet sich wie eine ockerfarbene Schlange zum Dorf, läuft in den Häusern aus. In Steinwurfweite recken sich die Stangen und Verstrebrungen einer einfachen Brücke vom Boden, die über einen schmalen Bach führt. Das Plätschern des Wassers über den steinigen Grund ist deutlich vernehmbar.

„Wartet hier, ich gehe allein vor! – Die Sicht reicht noch. Wenn ich beide Arme hebe, kommt ihr vorsichtig nach!“ sagt der Gruppenführer und geht, die Waffe an der Hüfte, los.

Immer näher arbeitet er sich an die erste Hütte heran. Der Geruch von Dung und Jauche hängt in der Luft, scheint sich an den Boden zu heften. Irgendwo schnauft eine Kuh und rasselt mit der Kette. Das schrappende Geräusch des fressenden Tieres dringt herüber. Auch einige unverständliche Wortfetzen sind zu hören.

Ein Stall!

Ein Mensch!

Lenz ist mit wenigen federnden Sprüngen heran, preßt sich eng an das Holz. Mit der linken Hand tastet er sich langsam zur Türöffnung hin, durch die ein Lichtschein herausfällt und ein Stück festgetretenen Bodens im Hof erhellt.

Ein Holzeimer, gefüllt mit Milch, steht verlockend im Lichtschein, winkt einladend.

Energisch schüttelt der Unteroffizier das Verlangen ab, ihn an den Mund zu setzen und zu trinken.

Er schiebt sich noch weiter vor, steht jetzt direkt an der Tür. Behutsam, den Finger am Abzug, läßt er sich in die Hocke nieder, streckt den Kopf vor, um nach innen zu sehen.

Plötzlich saust ein schwarzer Schatten um die Hausecke, genau auf Lenz zu.

Dieser spürt einen kräftigen Schlag, kippt nach vorn; scharfe Nadeln bohren sich durch die Uniform in die Haut.

Der Gruppenführer läßt sich blitzschnell auf den Rücken rollen, wobei er beide Beine anwinkelt. Kräftig stößt er sie dann von sich, dem Angreifer damit einen harten Stoß versetzend. Laut aufheulend, spukhaft, wie sie gekommen war, taucht die Erscheinung wieder in die Finsternis.

„Saukötter!“ flucht Lenz leise im Zorn, als er wieder auf den Beinen steht und sich an die Wand preßt, denn der Mann im Stall mußte etwas gemerkt haben und nähert sich der Tür.

Plötzlich steht er vor dem Gruppenführer, in der rechten Hand ein Stalllicht haltend, das er jetzt zwecks besserer Sicht hochhält und den Deutschen in voller Größe gewahrt.

Als er in die Mündung der MP sieht, bleibt dem alten Mann vor Schreck der Mund offenstehen. Seine weißen Bart Haare stehen steif vom Gesicht, und die Augen werden rund und groß vor Angst.

Er stammelt verlegen einige Worte, hebt wie zum Zeichen seiner friedlichen Gesinnung auch den linken Arm hoch.

„Das geht bei uns wie bei der Marine; sogar mit Lichtsignal!“ sagt Preisser, als er eine Gestalt mit hoherhobenen Armen sieht und – wie verabredet – mit den anderen zum Dorf geht.

Lenz ist nicht wenig erstaunt, als er jetzt schon seine Kameraden ankommen sieht.

Preisser schüttelt den Kopf, als er sieht, wer das Licht hält und die Arme hebt.

Der Bauer blickt verstört auf die anderen, und Lenz scheint es, als zittere er mit den Knien.

„Russki, da?“ fragt er jetzt barsch und beschreibt dazu mit der Hand einen Bogen über das Dorf.

Der Mann schüttelt heftig mit dem

Kopf und spricht Worte, die keiner versteht.

Befriedigt stellen die Landser fest, daß hier wohl kein Feind sei; der Greis hätte es bestimmt nicht gewagt zu lügen.

„Mangschee!“ ruft Heinzke da im schönsten Französisch und macht dabei die Gebärde des Essens und Trinkens.

„Meinst du Affe, wir sind in Frankreich?“ flucht Preisser und läßt vor Stauen den Mund offenstehen, als der Alte heftig nickt und auf den Milcheimer zeigt.

Preisser verstand die Welt nicht mehr; daß die Rumänen ausgerechnet so etwas wie Französisch sprechen!

Der Greis ist froh, so heil aus der vermeintlich drohenden Lage gekommen zu sein, und schreitet mit dem Kübel dem Haus zu, während er ab und zu stehenbleibt, eine kleine Verbeugung gegen die Männer macht und weitergeht.

Sie schreiten durch eine niedere Tür in einen dunklen Vorraum, der allerlei Geräte birgt. Gedämpfte Stimmen dringen aus einem anderen Zimmer herein. Der Alte setzt den Eimer ab, stößt eine Tür mit dem Fuß auf.

Der Schein einer Kerze springt den Männern ins Gesicht, blendet sie. Das Licht flackert von der Zugluft, pendelt hin und her, bewegt die Schatten der um den Tisch sitzenden Menschen an der Decke lang.

Zwei junge Frauen schreien plötzlich erschreckt auf, als sie die Landser erblicken, schlagen die Hände vors Gesicht, machen große, ängstliche Augen.

Ein Mann mittleren Alters nimmt seine Pfeife aus dem Mund, nickt und streicht sich verlegen über den pechschwarzen Schnurrbart.

Eine hagere alte Frau löst sich aus der Ofennische, kommt angetrippelt, baut sich vor den Fremden auf, blickt sie aus kurzschrittigen Augen genau an. Dann

schüttelt sie den Kopf, trollt sich wieder in ihre Ecke.

Der Alte spricht auf die Mädchen ein, zeigt auf die Landser. Dann erheben sich die beiden, machen sich am Herd zu schaffen, während sich die Soldaten, einer nach dem anderen, hinter den Tisch zwängen und auf der langen Bank Platz nehmen.

Der Rumäne grinst und rückt bescheiden zur Seite.

„Hier könnte ich bis Kriegsende bleiben!“ sagt Preisser und läßt kein Auge von den jungen Frauen, verfolgt ihre flinken Bewegungen.

„Du bist gar nicht ihr Geschmack!“ antwortet Neuer. „Hast du nicht gemerkt, wie sie vorhin über dein dummes Gesicht entsetzt waren?“

Der Obergefreite wirft dem Freund einen bösen Blick zu und tritt ihm unter dem Tisch gegen das Schienbein, daß Neuer vor Schmerz das Gesicht verzieht.

Der Rumäne nickt wieder und lächelt.

Der Duft von gebratenen Kartoffeln schwebt durch die Stube, zieht den Soldaten in die Nase.

Strahlend sehen sie sich an, das Wasser läuft ihnen im Mund zusammen.

Wann haben sie das letztmal warmes, vor allem von Frauenhänden bereitetes Essen bekommen?

Endlich wird ihre Geduld belohnt; die Mädchen stellen die dampfende Schüssel auf den Tisch, holen einen Krug Milch herbei, zaubern ein großes Stück Speck daneben.

Die Soldaten sehen sich einen Augenblick überrascht an, schlucken, weil der Hunger sich jetzt rasend meldet – dann greifen sie zu.

Wie hungrige Wölfe schlingen sie die Speisen hinunter, stochern, da es Geschirr nicht gibt, alle vier mit ihren Löffeln in der großen Schüssel.

Die Rumänen sehen mit einigem Erstaunen, wie der Berg Kartoffeln sicht-

lich einschrumpft. Die Mädchen stecken die Köpfe zusammen und kichern.

Neuer schämt sich etwas, schielt hin.

„Halt du dich an den Anstand, ich esse schon für dich mit!“ sagt Preisser mit vollem Mund und drängt den Löffel des anderen zur Seite.

Schließlich lehnen sich die Landser satt, wie seit langem nicht mehr, und zufrieden mit dem Rücken nach hinten an die Wand, lächeln dankbar ihre Gastgeber an.

„Jetzt noch eine Zigarette! Das wäre die Krönung!“ sagt Preisser und wagt einen schüchternen Versuch, in den Taschen etwas Rauchbares zu finden.

Da erhebt sich plötzlich der jüngere Rumäne, holt von einem Regal eine Schachtel, stellt sie auf den Tisch vor die erstaunten Männer, nickt und grinst.

Tabak!

Einer der Soldaten bringt sogar noch Zigarettenpapier zutage.

Eine glückliche, traumhafte Stunde!

Der Rumäne bedeutet ihnen, den ganzen Tabak an sich zu nehmen – es wäre genug auf den eigenen Feldern. Unglaublich, was Landseraschen alles zu fassen vermögen.

Der Mond klebt wie eine blankgeputzte Messingscheibe am Himmel, umgibt sich mit einem weiten Kranz flimmernder Sterne. Unwirklich, wie gestellte Kulissen, mutet die Landschaft in dem blassen Licht an.

Kein Lüftchen regt sich. Nur ein paar Grillen zirpen laut, und der verschlafene Ruf eines Vogels schwebt verloren in der Nacht.

Auf dem Boden der Hütte liegen die Soldaten, ihre Röcke als Kopfkissen, und schlafen tief. Die ruhigen Atemzüge schweben durch das offene Fenster, vor dem wie eine Gardine ein Stückchen des nächtlichen Himmels hängt.

Sie sind weit fort von hier; der Geist tummelt sich in heimatlichen Gefilden, erkennt Eltern, Bekannte, Freunde.

Da bewegt es sich durch die Nacht!

Es springt lautlos aus dem Waldschatten, geistert über die Wiesen heran, taucht zwischen den Häusern ein, schleicht daran entlang.

Russen!

Ein Hund kläfft ein paarmal, dann erstickt sein schmerzliches Geheul wie ein schriller Warnruf.

Es ist wieder totenstill.

Ein Russe wischt den Schaff seiner MP fluchend im Gras ab.

Die Gestalten eilen vorwärts, schlüpfen katzenleich in verschiedene Hütten.

Eine Frauenstimme schreit in höchster Angst auf. Schauerlich weht der langgezogene Ton davon.

Lenz ist sofort hellwach!

Er horcht angestrengt zur Tür hin; fast körperlich spürt er die Nähe der Gefahr.

Jetzt hört er draußen leise Tritte. Schnell hat er die anderen geweckt.

„Russen! Abhauen!“ zischt er ihnen entgegen.

In fliegender Hast, aber doch lautlos, schlüpfen die Landser in die Röcke, nehmen die Waffen, sind marschbereit.

Lenz blickt durch das Fenster zum Hof – dann schwingt er sich hinaus.

Während die Männer einzeln nachfolgen, schleicht er an der Hüttenwand entlang, blickt vorsichtig, in die Hocke gehend, um die Ecke. Nichts!

Ein unterdrückter Schrei hinter ihm läßt ihn herumwirbeln – nicht zu früh!

Eine MP-Garbe peitscht heran, saust über seinen Kopf davon in die Nacht.

Der Gruppenführer liegt lang an die Erde gepreßt, kriecht rückwärts um die Hausecke, richtet sich, da er keinen Feind auf dieser Seite bemerkt, langsam auf.

Noch einige Schüsse fegen zu ihm her, können ihn aber nicht erreichen.

Laute Kommandos hallen herüber, MP-Salven rattern gegen die Wiesen hinüber, durch die sich in weiten Zickzacksprüngen einer seiner Kameraden entfernt – es ist Preisser!

Wild feuern die Russen hinter dem Fliehenden her, der sich zu Boden wirft, hochschnellt und weiterläuft, um kurz darauf wieder in Deckung zu hechten.

Lenz lugt um die Ecke, erkennt, daß einige nicht näher erkennbare Gestalten, flach an die Wand gepreßt, zu ihm herkriechen.

In wenigen Sätzen ist der Gruppenführer von der Hütte fort und rennt geduckt über eine Schafkoppel. Sie ist um diese Stunde leer, denn nebenan im Pferch stehen die Tiere eng aneinandergedrängt.

Der Unteroffizier zwingt sich an Sträuchern vorbei, die von den Tieren kahlgefressen worden sind, schlüpft unter einem Zaun hindurch.

Hier verweilt er erst kurz, beobachtet.

Die Russen stehen an der Hütte, sehen herüber, fuchteln im Gespräch mit den Armen.

Da bemerkt er Neuer, Heinzke und auch Preisser, die von einigen Russen in das Haus zurückgeführt werden.

Die Kameraden lassen die Köpfe hängen, taumeln, werden durch Stöße vorangetrieben.

Lenz beißt sich vor Wut auf die Lippen.

Wie konnte das passieren? Sicher sind sie mir einfach nachgelaufen, ohne um die andere Ecke zu sehen! überlegt er. Diese Schlafmützen!

Er zieht die MP in die Schulter, zielt, zieht durch.

Die Waffe bebt an seiner Schulter. Krachend schlagen die Geschosse drüben an die Holzwand, reißen Späne heraus, die wie Insekten umherschwirren.

Krampfhaft hält Lenz den Abzug fest, mährt die Wand entlang.

Einige Russen brechen im Feuer zusammen, andere laufen zur Seite, gehen in Deckung, schießen herüber. Gewandt schnellst sich der Deutsche zur Seite, hastet an einem Bretterverschlag für die Schafe entlang, wirft sich hinter eine Tränke.

Der lange, ausgehöhlte, mit Wasser gefüllte Baumstamm bietet guten Schutz.

Wieder schickt er einige Garben hinüber zum Feind.

Ein Verwundeter schreit laut.

Aus den Häusern springen jetzt andere Russen, arbeiten sich langsam gegen den Unteroffizier vor, versuchen ihn einzukreisen.

Da hetzt dieser die wenigen Meter zum Wald, taucht im Dickicht unter. Prasselnd schlagen die Kugeln der Verfolger hinter ihm in das Laub, fegen es herunter.

Während Lenz am Boden liegt und keucht, pfeifen ein paar ungezielte Kugeln des Gegners in die Tiefe des Waldes, dann wird es still.

Die plötzliche Ruhe bedrückt ihn fast schmerzhaft.

„Unfaßbar!“ flüstert Lenz vor sich hin. „Ich könnte verrückt werden! – Da drüben sitzen die armen Hunde und warten vielleicht, daß ich ihnen helfe!“

In den Wiesen sind, im Mondschein gut erkennbar, Russen in Stellung gegangen, die wohl noch einen Befreiungsversuch befürchten, und lauern.

Stumm blickt er zum Dorf hinüber, läßt sich dann müde in das Gras fallen, schluchzt vor Verzweiflung. Doch dann gewinnen die Vernunft und der Selbsterhaltungswille wieder Oberhand.

Er muß hier weg, sonst erwischen ihn die Russen auch noch! Lenz blickt noch einmal zum Dorf zurück, dann zwingt

er sich lautlos durch das Gestrüpp und dringt in den nachtdunklen Wald ein.

Er kommt sich wie leer und ausgebrannt vor. Obwohl er viel erlebt hat, brachte ihm das Schicksal durch den Verlust der Kameraden einen schmerzhaften Tiefschlag bei, der ihm, dem harten Landser, das seelische Gleichgewicht nahm.

Einen Augenblick lang kocht die Wut in ihm wieder hoch, und er spielt mit dem Gedanken, zurückzugehen und einen wahnwitzigen Versuch zu wagen.

Doch so schnell, wie die fixe Idee ihn befällt, schüttelt er sie wieder ab.

Das wäre Selbstmord!

Im Mondlicht schimmert die Rinde der Buchen silbern. Tiefe Schatten der Bäume zerteilen kreuz und quer den Boden, bilden dunkle Flächen hinter den Sträuchern, die buschig und dicht zwischen den Stämmen wuchern.

Totenstille liegt über dem Land. Ab und zu dringt ein Geräusch in die Nacht, wenn unter seinen Schritten ein Ast zerbricht oder ein loser Stein kollert.

Hochwald, dunkle Fichtenbestände, tiefe Erdfurchen wechseln ab mit idyllischen Grasflächen, steinigten, schmalen Pfaden und von Unkraut bewachsenen Felsschroffen.

Das Morgenrot stiehlt sich bereits durch die Büsche und blendet in farbigem Licht über den Himmel, als Lenz sich erschöpft ins Gras legt.

Er packt die von den Rumänen erhaltenen Lebensmittel aus und verschlingt sie hungrig.

Doch schon nach kurzer Zeit rafft er sich wieder auf.

Er muß weiter!

Wie spitze Pfeile stechen die Sonnenstrahlen in die Haut. Die zunehmende Wärme erzeugt Durst und Müdigkeit. Der Schweiß bricht aus den Poren.

Weiter!

Immer weiter!

Wohin?

Lenz richtet sich nach dem Stand der Sonne, den bemoosten Seiten der Stämme, nach der Form der Jahresringe an den Baumstümpfen.

Weiter!

Und wieder ist es Nacht. Schwarz in schwarz spielen die Schatten zwischen den Bäumen, lassen an manchen Stellen die Hand vor Augen nicht erkennen.

Schrittweise versucht er sich weiterzutasten, aber nach einigen Minuten erkennt er, daß es zwecklos ist.

Müde läßt sich Lenz in das Moos fallen. Wohlig streckt er sich nach hinten, gähnt.

Stumm schaut er eine Weile über sich in die Sterne, dann richtet er sich wieder auf, geht ein paar Schritte in die Runde. Das ist der richtige Platz zum Übernachten, stellt er für sich fest. Hier ist ein kleines Felsplateau – nach drei Seiten steile Felsen. Wenn ich weitergehe, breche ich mir den Hals! geht es ihm durch den Kopf.

Bald sind seine ruhigen Atemzüge das einzige Geräusch in der Stille.

Es ist bereits früher Nachmittag, als Lenz aus dem tiefen Schlaf erwacht. Benommen blickt er um sich, versucht seine Gedanken zu ordnen.

Wo war er?

Allmählich steigt die Erinnerung auf, malt ihm die Bilder des Erlebten deutlich ins Gedächtnis.

Der nächtliche Überfall durch die Russen, die Gefangennahme seiner Kameraden!

Nun ist er ganz allein!

Wie lange noch?

Wann wird auch sein Weg zu Ende sein?

Eine große Traurigkeit überkommt ihn. Die Kameraden haben ihn alle verlassen. Ganz einsam wird er, ohne viel-

leicht je wieder ein deutsches Wort zu hören, seinen Weg gehen müssen.

Fast möchte er mit dem Schicksal hadern, daß es so unbarmherzig mit ihm verfährt.

Nicht aufgeben! befiehlt ihm eine innere Stimme. Weiterkämpfen!

Hatte er seinen Kameraden nicht selbst einmal gesagt, daß man sich von Gefühlen nicht unterkriegen lassen darf?

War es nur eine leere Phrase gewesen, eine Ausrede etwa für ein eigenes Versagen?

In das schmale, von der Sonne tiefverbrannte Gesicht tritt ein entschlossener Zug, die Lippen werden eng. Weiter!

Lenz richtet sich hoch, blickt sich vorsichtig um, nimmt seine Waffe und schlägt sich durch die Büsche.

Immer höher schraubt sich der Bergpfad gegen den Himmel. Führt schmal an überhängenden Felswänden vorbei, windet sich an der anderen Bergseite steil nach unten in tiefe Schluchten und Klammern. Zwischen Himmel und Erde klettert die einsame Gestalt dahin, keuchend, schwitzend.

Das Rauschen eines Wassers schwingt jetzt an sein Ohr. Der Ton hängt heimelig in der Luft, scheint den ganzen Raum des Gebirgskessels zu füllen.

Stärker schwillt er an, faucht wie ein wildes Tier an den Felsen hoch.

Dann erblickt Lenz in der Tiefe das tosende Wasser, das sich von einem Vorsprung der schroffen Wände tief in die Schlucht stürzt, dort schäumt und gurgelt, zwischen riesigen Steinen wirbelt, an den Wänden hochleckt und schließlich zurückschlagend im Felsgewirr verschwindet. Weiße Gischtflocken spritzen nach allen Seiten, ein Schleier sprühender Tropfen schwebt über dem Grund, der im Schein der einfallenden Sonnenstrahlen in allen Farben schillert.

Versonnen blickt der Mann auf das Spiel der Natur, gibt sich ganz der Betrachtung hin.

Plötzlich poltert ein Stein über ihm herunter, schlägt in immer längeren Sprüngen klatschend an die Felsen, saust in hohem Schwung mitten hinein in den kochenden Gischt.

Blitzschnell springt Lenz zur Seite, blickt nach oben – den Finger am Abzug.

Da kann er gerade noch die schlanken Hinterläufe eines Rehes erkennen, das bereits flüchtet.

Der Mann klettert weiter über Steinhalden, zieht sich an knorrigen Ästen empor, bis er den Gipfel des Wasserfalles erreicht hat.

Gezähmt und ruhig quirlt das Wasser hier zwischen den Steinen, tänzelt darum, gleitet unter den Wurzeln der Bäume hindurch, die gelb und verwaschen aus dem Boden lugen.

Der Unteroffizier blickt in die Runde, springt dann über die Steine an das andere Ufer, verhält.

Mit der hohlen Hand schöpft er das Wasser und trinkt. Nachdem er die Feldflasche gefüllt hat, zwingt er sich in die nächsten Büsche.

Plötzlich versteckt sich die Sonne. Eine Wolkenwand schiebt sich heran, überschwemmt den Himmel mit fahlem Grau.

Zwischen den Bäumen wird es dämmerig, und alle Farben der Natur sind gedämpft und stumpf. Ein leiser Wind erhebt sich, greift weich in die Zweige, raschelt im Laub.

Lenz überlegt, wo er im Falle eines Gewitters wohl Schutz finden könnte, sieht sich nach einem passenden Platz um, als er plötzlich Hundegebell vernimmt.

Was kann das bedeuten?

Er bleibt stehen, lauscht.

Nichts!

„Verdammt!“ flucht er. „Bin ich denn schon übergeschnappt?“

Entschlossen hastet er weiter durch das Gestrüpp, pirscht sich einen Hang hinunter, merkt, daß der Wald zu Ende geht.

Hinter einem Stamm verborgen, blickt er hinaus, hat eine weite Sicht.

Riesenhaft ziehen sich aus der Ferne Berg Rücken und Täler heran, verschwommen im trüben Licht. Wolkenballen rollen darüber hinweg, wälzen sich näher.

Im Vordergrund, auf einer Bergweide, bewegt sich eine Schafherde; zwei Hunde jagen um die Tiere, bellen ab und zu, fassen in die Läufe der Schafe. Unweit davon steht unbeweglich der Schäfer, ruft den Hunden zu, zeigt seitlich in die Tiefe.

Lenz folgt ebenfalls der Bewegung, erkennt, hinter dem Hang versteckt, eine primitive Hütte, aus Stangen und Moos gefügt; daneben eine Umzäunung für die Schafe.

Lenz beobachtet nochmals scharf die Umgebung, schreitet dann auf den Mann zu.

Der Schäfer ist ahnungslos, kehrt ihm den Rücken zu. Auch die Hunde haben nichts bemerkt, sind mit den Schafen beschäftigt.

Lenz ist schon ganz nah, kann die bunten Säume an der malerischen Kleidung des Hirten erkennen, versucht sein Alter zu schätzen.

Plötzlich wirbelt einer der Hunde herum, wittert herüber, knurrt.

Bedächtig wendet der Schäfer den Kopf, sieht her – und beschäftigt sich weiter mit seinen Tieren.

Der ist aber stur! überlegt Lenz und geht ganz heran.

Erst als der Soldat neben ihm steht, betrachtet ihn der Schäfer geruhsam.

Lenz tippt zum Gruß mit dem Finger an den Mützenschirm und ist etwas er-

staunt, als der Hirte, ohne ein Zeichen von Erregung oder Angst, freundlich mit einem Kopfnicken den Gruß erwidert.

Er ist noch sehr jung, hat schwarze Haare, die unter einer bunten Kappe hervorkräuseln. Seine dunklen Augen blicken scharf, aber nicht unfreundlich. Schwarzer Bartflaum sprießt aus dem braunen Gesicht. Sein schmaler, aber sehniger Körper steckt in einem groben Leinenanzug; Kragen- und Ärmelansätze sind mit farbigen Borten abgesetzt.

„Essen?“ fragt Lenz auf deutsch, nur um etwas zu sagen, und macht die entsprechende Geste.

Der Bursche, der noch immer den Fremden mustert und besonders die Waffe beäugt, nickt, und ein Lächeln geht über sein Gesicht.

Er ruft den Hunden nochmals laut zu, zeigt wie zur Erklärung seines Tuns an die dunklen Wolken, dann winkt er dem Deutschen, ihm zu folgen.

Gemeinsam gehen sie an die Hütte, die hier oben einsam am Hang lehnt.

Der Hirte geht voran, öffnet die Tür, winkt.

Lenz sieht sich in dem kleinen Raum um. In einer Ecke liegen einige Steine; ein Kessel steht darauf – die Feuerstelle. Daneben ist ein Holzstapel. Ein einfacher Tisch, aus Rundhölzern gefügt, eine ebensolche Bank, ein Schlafager an der Erde bilden die Einrichtung.

Der junge Mann kramt in einer Ecke, stellt verschiedene Holzbehälter auf den Tisch. Dann langt er aus ihnen Schafkäse, Hammelfleisch und Brot heraus, legt alles vor Lenz zurecht. Dann schiebt er noch ein Gefäß mit Schafmilch daneben.

Dann nickt er freundlich, geht wieder hinaus.

Lenz hört, wie er seine Hunde anruft. Wenig später trappeln die Schafe an der Hütte entlang in den Pferch.

Böiger Wind heult jetzt in den Fugen

der Hütte, die Moosbüschel darin bewegen sich leise.

Dann klatschen die ersten dicken Tropfen auf das Dach, mischen sich mit dem Blöken der Schafe nebenan.

Lenz kaut mit vollen Backen, schlingt. Selten hat ihm das Essen so geschmeckt wie diese derbe, aber kräftige Kost.

Stärker prasselt der Regen nieder – irgendwo rollt der Donner in den Bergen.

Plötzlich wird die Tür aufgerissen. Der Rumäne stürmt herein, lacht; seine weißen Zähne blitzen aus der braunen Haut, Regentropfen glänzen darauf.

„Bumbum!“ sagt er und zeigt über sich gegen den Himmel. Dann wird er wieder ernst, wendet sich ab, schlägt ein Kreuz vor der Brust.

Er bückt sich an die Feuerstelle, legt Holz zurecht, steckt es an. Kleine Flammen züngeln auf, Rauchfäden kräuseln hoch, schießen unter dem Dach ins Freie. Im dichten Wirbel trommelt der Regen an die Wände; der Wind faucht draußen entlang, Blitze zucken vor den kleinen Luken der Fenster, und der Donner röhrt vorüber.

Die Schafe schaben an der Wand, drängeln sich, blöken ängstlich.

Lenz lehnt sich an die Wand zurück, sieht dem Hirten bei seiner Beschäftigung zu, der jetzt eine Flechtarbeit aufnimmt und einige Gerten zurechtschneidet.

„Russki?“ fragt der Deutsche und zeigt mit der Hand in die Runde, während er den Rauch der Zigarette an die Decke bläst.

Der Schäfer sieht kurz hoch und nickt. „Bicasui, Bistriza!“ sagt er schnell.

Lenz überlegt. Bistriza hat er schon einmal gehört. Richtig: Wieland sprach davon, als er auf die Karte sah – ein Nebenfluß des Sereth! Vermutlich ist es der Oberlauf der Bistriza, den er kürzlich durchquert hat.

Bicasui muß eine Siedlung, eine Stadt an diesem Fluß sein, weiter südlich.

Und da sitzt der „Iwan“!

Dann besteht noch keine Hoffnung, hier auf deutsche Truppen zu stoßen!

Lenz läuft das Herz über, er hätte so viel zu fragen, doch es besteht keine Möglichkeit, sich mit dem Mann zu verständigen.

Vermutlich ist in der Nähe ein Dorf, wo der Mann wohnt – diese Hütte ist zu primitiv, als daß ein Mensch den hier sehr harten Winter verbringen könnte.

Gefahr ist wohl kaum zu befürchten.

Lenz beschließt, die Nacht hierzubleiben, deutet mit gefalteten Händen an der Wange und schiefgestelltem Kopf dem anderen diese Absicht mit.

Der Rumäne lächelt und nickt bejahend.

Das Gewitter hat sich verzogen. Leise rieselt noch der Regen, und die Wolken jagen über den Himmel.

Der Schäfer geht hinaus, sieht nach seinen Tieren. Lenz folgt ihm.

Trübes Licht liegt über dem Land, läßt frühe Dämmerung aufkommen. So weit das Auge reicht, schwimmt alles im Grau. Ein hoher Berg im Norden schiebt sich über die anderen hoch empor, umweht von Dunstschwaden.

Lenz stößt den Schäfer an, deutet mit dem Zeigefinger dorthin.

„Pietrosul!“ erklärt dieser den Namen des Berges.

Die Männer treten wieder in die Hütte. Der Hirte legt frisches Holz auf das Feuer.

Es prasselt in den Flammen, und manchmal platzt ein Harzklumpen; Funken stieben umher.

Der Rumäne legt ein starkes Scheit auf, das er von Zeit zu Zeit nachschiebt.

Die Nacht klebt vor den Fensterluken, als sich der Schäfer auf sein Lager wirft, die Decke über sich zieht. Seinen dicken Schafpelz reicht er dem Deutschen her-

über, der sich an die Erde legt und darin einwickelt.

Bald dringen die ruhigen Atemzüge des Schäfers durch den Raum. Das Feuer knistert leise an dem klobigen Holz, leckt zuweilen mit langer Flamme hoch.

Das Schnauben der Schafe hängt in der Nacht – dann ist auch der Soldat eingeschlafen.

Brenzlicher Rauch sticht Lenz in die Nase, als er erwacht. Er richtet sich hoch, blickt um sich – sieht in das lachende Gesicht seines Gastgebers.

Der Schäfer sitzt beim Kessel, rührt mit einem Stock darin.

Der Deutsche lacht zurück, schält sich aus dem Pelz, geht nach draußen, wo er gestern eine Tränke entdeckt hatte.

Er wäscht sich, dehnt die Glieder. Er hatte gut geruht, fühlt sich wieder stark.

Wie ein Spuk sind die schweren Wolken verfliegen. Warme Sonnenstrahlen liegen auf dem Land, die Regentropfen glänzen an den Gräsern. Friedlich weiden die Schafe in der Nähe. Die Hunde liegen an der Erde, die Zungen weit aus den Mäulern hängend.

Als Lenz in die Hütte zurückkehrt, dampft bereits Suppe in einer Schüssel.

Gemeinsam essen die Männer, dann bedeutet der Schäfer dem Deutschen, Nahrungsmittel mitzunehmen.

Lenz tut wie geheiß, stopft den Brotbeutel voll, dann verabschiedet er sich.

Der Schäfer lächelt, begleitet ihn hinaus, winkt noch mit der Hand, als Lenz sich bereits wieder durch die Büsche zwängt.

Ausgeruht und satt, schreitet Lenz weit aus, hat bis zum Mittag eine hübsche Strecke zurückgelegt.

Den mächtigen Berg Pietrosul zur Rechten, bewegt sich Lenz weiter gegen Westen.

Kleine Dörfer liegen zu seinen Füßen an die Berghänge gedrückt, als wollten sie bei den Riesen Schutz suchen.

Der Deutsche vermeidet es, die Orte zu berühren, es sei denn, zwingende Nahrungsmittelnöte würde ihn dazu treiben.

Vorläufig ist er eingedeckt mit dem, was er braucht – wozu sich also unnötig in Gefahr begeben.

Der Himmel ist bereits wieder mit Sternen übersät und die Sicht unter den Bäumen sehr schlecht, als Lenz beschließt zu nächtigen.

Er befindet sich mitten im dichten Gewirr von Sträuchern, die sich über das Gestein schleppen.



Es erscheint ihm wenig ratsam, auf ebener Erde zu schlafen.

Entschlossen dringt er weiter vor, findet einen Baum, der sich aus dem Gestrüpp heraushebt. Lenz betrachtet ihn ausgiebig. Der kurze, breite Stamm ist von tiefen Rillen durchzogen, die wie klaffende Wunden herabreichen. Lange, starke Äste streben nach den Seiten fort, tauchen ins Dunkel ein.

Der Mann schwingt sich an einem Ast hoch, sucht nach einer geeigneten Stelle.

Mit dem Rücken in eine Astgabel gelehnt, findet er diese Schlafstelle gar nicht übel, obwohl das Holz an die Rippen drückt. Er hängt Brotbeutel und Waffe an einen Zweig, bindet sich mit dem Brotbeutelriemen an dem Ast fest, um während des Schlafes nicht abzustürzen.

Die Müdigkeit ersetzt das Schlummerlied, und bald ist Lenz der Wirklichkeit entrückt.

Doch nicht lange!

Bei jeder Bewegung spürt er die Glieder schmerzen, fällt fast hinunter. Er weiß nicht mehr, wie er sich setzen soll.

Fluchend verbringt er den Rest der Nacht mit Dösen und ist froh, als es so hell ist, daß er den Weg fortsetzen kann.

Entschlossen steigt er deshalb aus seinem hohen „Bett“ hinab, marschiert weiter, im Gehen sein Frühstück hinunterschlingend.

Als die Sonne wieder stark herniederbrennt, fühlt sich Lenz nach der durchwachten Nacht wie zerschlagen, beschließt, den Schlaf nachzuholen.

Ein Hohlweg öffnet sich plötzlich zu seiner Linken, den der Mann eine Zeitlang verfolgt.

Zu beiden Seiten streben erdige Wände hoch, aus denen manchmal ein Steinbrocken hervorsteht. Dichter Bewuchs von Sträuchern steht wie ein Saum obenauf.

Lenz klimmt empor, zwingt sich in

das Gebüsch, horcht. Dann streckt er sich in das Gras – ist kurz darauf eingeschlafen.

Die Sonne wirft bereits lange Schatten quer über ihn, als er wieder erwacht.

Er ist ausgeruht, streckt sich. Dann kramt er ein Stück Brot hervor, kaut.

Zehn Minuten später ist er schon wieder auf dem Marsch.

Es ist bereits dunkel, als er die erste Pause einlegt.

Lenz betrachtet durch eine Lücke im Laub den Sternenhimmel.

Was war das eben?

Ein heller Punkt streicht durch sein Blickfeld – noch einer!

Leuchtspur!

Von einem Flugzeug? Er hört kein Motorengeräusch!

Von der Front!

Von den Kameraden!

Eine plötzliche Unruhe befällt ihn!

Sollte er es doch noch schaffen?

Lenz springt hoch, klettert über Steingeröll einen Hang hinauf, reißt sich die Finger wund – er achtet nicht darauf. Immer höher steigt er, bis sich auf einem Felsvorsprung ein weiter Blick bietet.

Wie schwarzer Samt hängt die Nacht über dem Land, deckt es weich zu, dämpft jeden Laut. Aus der Ferne dringt plötzlich Gefechtslärm. Und am Horizont – Lenz möchte jauchzen vor Freude – stechen in Abständen Mündungsfeuer in die Dunkelheit, lassen den Verlauf der Front erkennen.

„Dort sind Kameraden!“ flüstert er leise. „Das Ziel! Ich muß hin!“

Hastig steigt er wieder hinab und schlägt die jetzt klar erkannte Richtung ein.

„Ich sage dir, da ist jemand!“ sagt der Gefreite zu seinem Kameraden und starrt ins Dunkel.

„Du spinnst! Vielleicht geht deine

Schwiegermutter hier spazieren!“ antwortet der andere Posten.

„Affe!“ brummt der Freund, drängt den anderen ins Gebüsch, legt den Sicherungsflügel des Karabiners um, geht in Anschlag. „Halt! Parole!“

Messerscharf hängt der Ruf in der Nacht, scheppert davon.

„Deutscher!“ klingt es herüber.

„Herkommen!“ antwortet der Posten.

Die Männer stehen gespannt in der Deckung, haben ihre Waffen schußbereit.

Eine Gestalt kommt jetzt auf sie zugewankt, wächst im Dunkel näher. Jetzt steht sie nur wenige Schritte vor den Posten, kann sie aber erst sehen, als die Männer schnell ins Freie treten.

„Woher?“ will der eine wissen und mustert mißtrauisch den fremden Unteroffizier.

„Lange Geschichte! – Was für Einheit?“ fragt Lenz nun.

„76. ID“, sagt der eine.

„Waaas ...?“ ruft Lenz überrascht aus. „Meine Division? Ich war Geschützführer in der 176. Panzerjägerabteilung! – Wo ist der Gefechtsstand?“

„Mensch! Da hast du aber Dusel – morgen sollen wir hier rausgezogen werden!“ sagt der Gefreite.

Dann beschreibt er dem Unteroffizier den Weg zum Gefechtsstand, der in einem Bauernhaus des Dorfes untergebracht ist.

Der Kompanieführer, ein Oberleutnant, kommt zunächst auch aus dem Staunen nicht heraus, als sich der abgerissene, unrasierte Unteroffizier vor ihm aufbaut. „Unteroffizier Lenz meldet sich zurück!“

Zu dem Staunen gesellt sich zunächst ein leichtes Mißtrauen, das sich erst verliert, als Lenz in kurzen Worten sein Schicksal erzählt hat.

„Donnerwetter!“ ist alles, was der Oberleutnant hervorbringt. Dann ruft er den Kommandeur in Bistriza an.

ENDE

Anmerkungen

- 1) Die Namen von Personen der Zeitgeschichte sind authentisch, alle anderen geändert
- 2) Spitzname für sowjetische Soldaten
- 3) Maschinenpistole
- 4) Abkürzung für Panzerabwehrkanone
- 5) Panzerabwehrkanone 40 L/48, Geschossgewicht: 6,8 kg, Vo: 820 m/sec; durchschlag auf 1000 m Entfernung 94 mm starke Panzerungen
- 6) Teller-Minen zur Panzerbekämpfung
- 7) 5–7 zu einem Bündel zusammengefügte Stielhandgranaten; zwischen Laufrollen und Kette oder Turm und Wanne platziert, waren solche „geballten Ladungen“ eine wirksame Waffe gegen Panzer
- 8) Im Ersten Weltkrieg erfundene Leuchte, bei der ein Docht in einem Keramikständer in einem flachen Pappbecher steht, so daß alle schmelzbaren Fette als Brennstoff verbrannt werden können; benannt nach Generalfeldmarschall v. Hindenburg
- 9) Hauptkampflinie
- 10) sowjetisches Raketensalvengeschütz (russische Bezeichnung „Katjuscha“), das schlagartig 24 bis 54 Geschosse verfeuerte; auf Lastwagen oder Panzern montiert im Kaliber 7,5, 7,6, 8,2, 30,48 bis 40,64 cm; bei den deutschen Soldaten der Ostfront sehr gefürchtet
- 11) sowjetisches zweisitziges Erdkampfflugzeug (Schlacht-

- flugzeug) vom Typ Iljuschin 2, „Sturmovik“, im Landserjargon „Schlächter“, „Eiserner Gustav“ oder „Schwarzer Tod“ genannt. Standardbewaffnung: zwei 23-mm-Kanonen, zwei 7,62-mm-MG, 400 kg Bomben und vier 82-mm-Raketen; Höchstgeschwindigkeit: 404 km/h in 1500 m Höhe. Insgesamt wurden über 31.000 IL 2 produziert
- 12) Flugabwehrkanone
 - 13) russisch für „Mach“. Auch im Sinne von „Beiß dich“ oder „Mach schneller“ verwendet
 - 14) saloppe Bezeichnung für Artillerie
 - 15) „Hände hoch!“
 - 16) 1944 im Heer eingeführte rückstoßfreie Panzerabwehrwaffe mit nach hinten offenem Rohr, zum Verfeuern von Hohlladungsgeschossen im Kaliber 4,5 cm, 5 cm oder 6 cm. Die Auftreffgeschwindigkeit des Geschosses betrug 145 km/h, Reichweite ca. 200 m, 4-m-Feuerschweif
 - 17) Landserausdruck für Angehörige der deutschen Feldgenarmarie, die ein halbmondförmiges Schild als Kennzeichen an einer Kette um den Hals trugen
 - 18) schweres Maschinengewehr auf einer Lafette zum indirekten Beschuß weiter entfernt liegender Ziele, etwa 1000–2000 m
 - 19) russischer Spitzname für deutsche Soldaten („Winterfritz“ war eine Spottbezeichnung u. a. für die deutschen Stalingradkämpfer)

- 20) auch „Bauern-Tabak“ oder „Stalinhäcksel“ genannt. Russische Tabaksorte. Üblicherweise nur in Form von gedrehten Zigaretten verwendet
- 21) zweiseitiges sowjetisches Schul- und Mehrzweckflugzeug (Doppeldecker) vom Typ Polikarpow, im Landserjargon u. a. U.v.D. (Unteroffizier vom Dienst), „Nähmaschine“, „Leukoplastbomber“, „Kaffeemühle“, „Nebelkrähe“, „Rollbahnkrähe“, „Rollbahnkure“, „Nachteule“, „Lahme Ente“, „Fliegender Traktor“ genannt

- 22) mittelschwerer sowjetischer Panzer, meistverwendeter Kampfpanzer der Roten Armee: 30 t, 500 PS, 53 km/h, 1 Kanone 7,62 cm, später als T 34/85 mit 8,5-cm-Kanone, 2 x 7,62-mm-Maschinengewehre; seine technischen Vorteile waren der sparsame Dieselantrieb und die in Schnee und Schlamm besonders geeigneten breiten Ketten. Mit dem T 34/85 kam die letzte Version im Krieg zum Einsatz, die noch bis in die 50er Jahre der Standardpanzer vieler Länder des Warschauer Paktes war

Titelbild: Iljuschin-II-Angriff (Artists Impression Lutz Stiehler)

Verehrte Leser:

Am Dienstag, 22. Januar 2013, erscheint der *LANDSER* 2861 unter dem Titel

Grüne Teufel an der Newa

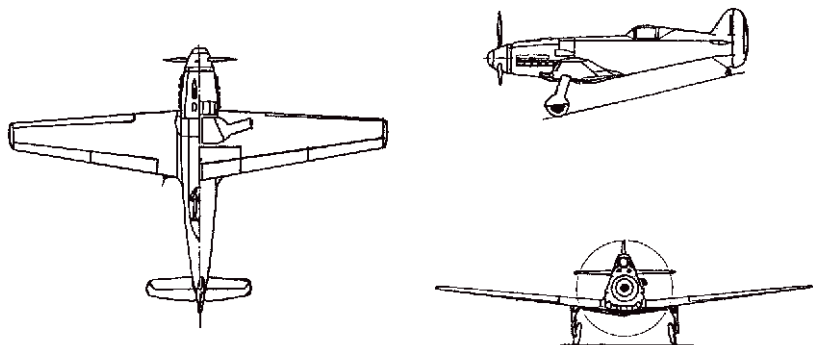
Rußland 1941 – Fallschirmjäger an der Ostfront – Die Verluste der hochprofessionalisierten Soldaten steigen rapide – Persönlicher Erlebnisbericht. Autor: **W. Bertram.**

**DER LANDSER erhalten Sie jetzt auch als ePaper und eBook:
EPUB-Format im Amazon-Kindle-Shop, Apple iBook-Store sowie bei den
meisten Online-Buchhändlern (z. B. Buch.de, Buecher.de, Libri.de, Thalia.de
und bei vielen anderen). PDF-Format unter www.landser.de**

DER LANDSER erscheint wöchentlich in der Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt, Telefon (07222) 13-0. Chefredaktion: Dr. Guntram Schulze-Wegener (V.i.S.d.P.), Redaktion: Alexander Losert M.A. Redaktionsanschrift: Redaktion Militärgeschichte. Internet-Adresse: www.landser.de; E-Mail-Adresse: landser@vpm.de. Druck: VPM Druck KG, Karlsruher Straße 31, 76437 Rastatt, www.vpm-druck.de. Vertrieb: VU Verlagsunion KG, 65396 Walluf, Postfach 5707, 65047 Wiesbaden, Tel.: 06123/620-0. Anzeigenleitung: Pabel-Moewig Verlag GmbH, 76437 Rastatt. Anzeigenleiter und verantwortlich: Rainer Groß. Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 21. Alleinvertrieb und Auslieferung in Österreich: Pressegroßvertrieb Salzburg Gesellschaft m.b.H., Niederalm 300, A-5081 Anif. Nachdruck, auch auszugsweise, sowie gewerbsmäßige Weiterverbreitung in Lesezirkeln nur mit vorheriger Zustimmung des Verlages. Für unverlangte Manuskript-einsendungen wird keine Gewähr übernommen. Printed in Germany. Januar 2013

Einzelheft-Nachbestellungen richten Sie bitte an: Ulisses Spiele GmbH, Industriestraße 11, 65529 Waldems-Steinfischbach, Telefon: 0 60 87 / 9 88 70 40, Fax: 0 60 87 / 9 88 70 08, E-Mail: bestellservice@ulisses-spiele.de. Lieferung erfolgt per Bankeinzug (Bankverbindung nennen) zzgl. 3,90 € Versand, Ausland 6,90 € oder per Nachnahme (7,50 € Versand + Zahlkartengebühr). Abonnement: *DER LANDSER* Abonnementsbetreuung, z. Hd. Frau Stegmaier, Heuriedweg 19, 88131 Lindau. Telefon 0 18 05 / 26 01 27 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), Fax: 0 18 05 / 26 01 28 (0,14 €/Min. aus dem dt. Festnetz, Mobilfunk max. 0,42 €/Min.), E-Mail: VPM@Guell.de. Jahresbezugspreis (52 Ausgaben) inkl. Porto- und Zustellkosten Deutschland: € 114,40; Österreich: € 127,40. Kündigung jederzeit möglich.

Messerschmitt Me 209

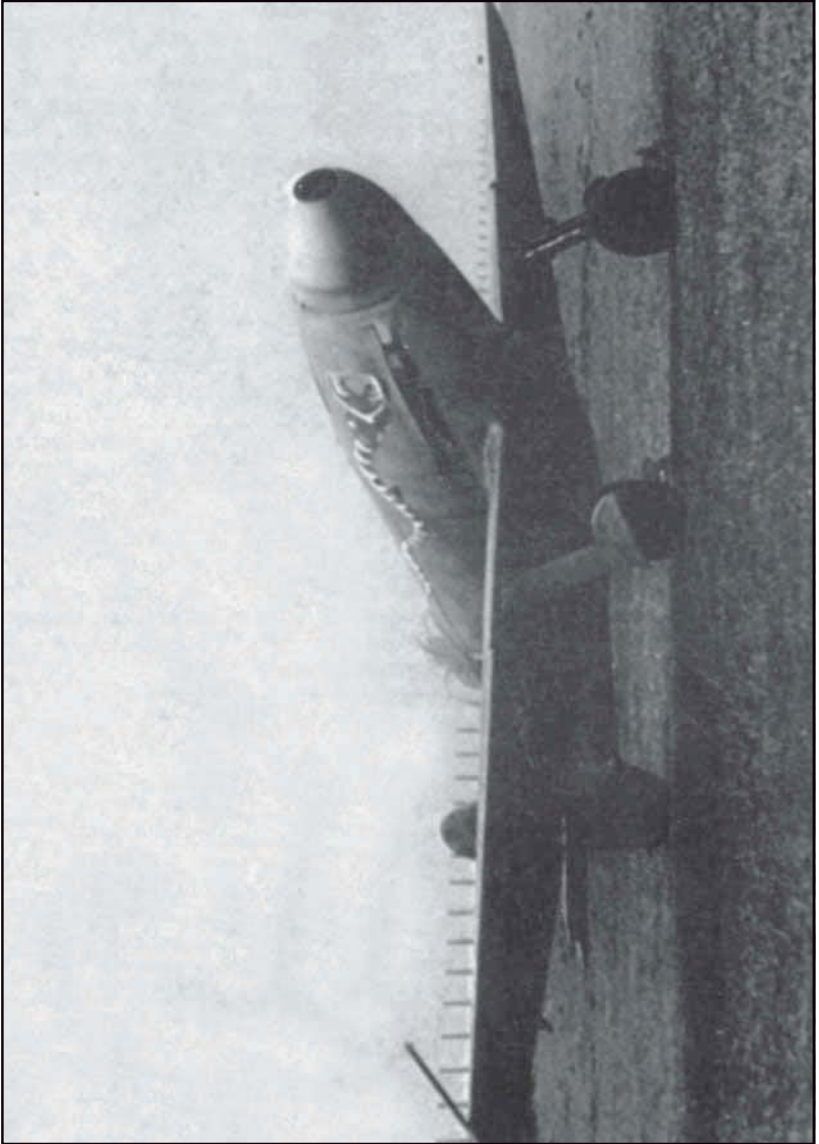


Als sich nach Kriegsausbruch herausstellte, daß die Me 109 nicht allen Anforderungen gewachsen war, versuchte man bei Messerschmitt die Erfahrungen mit der Me 209 direkt auf eine Einsatzkonstruktion zu übertragen. Hierfür wurde die Me 209 V-4 (D-IRND, ab 1940 mit dem militärischen Kennzeichen CE + BW) gebaut, deren Rumpf fast unverändert von den drei ersten Prototypen übernommen wurde. Dafür erhielt das Muster einen neuen Flügel mit vergrößerter Spannweite und Vorflügel. Für die Waffenversuche wurde eine Motorkanone MK 108 vorgesehen, und zwei MG 17 in den Flügelwurzeln. Die Flugerprobung zeigte ungünstige Ergebnisse, denn die Kühlung reichte nicht aus, die Ruderkräfte waren zu groß, und durch den kurzen Radstand bei einer großen Spur wurde das Rollen instabil. Weitere Versuche, die Spannweite erst um weitere 40 cm, dann um 80 cm zu vergrößern und den Vorflügel durch eine heruntergezogene Flügelnase zu ersetzen, brachten keine günstigeren Ergebnisse. Eine Vergrößerung der Seitenflosse schließlich verbesserte ebenfalls nicht die Flugeigenschaften. Das Nachfliegen bei der Luftwaffen-Erprobungsstelle ergab schließlich, daß das Muster für normal ausgebildete Flugzeugführer zu schwierig zu fliegen war und von Feldflugplätzen überhaupt nicht eingesetzt werden konnte. Da durch die inzwischen eingebaute Normalkühlung auch die Flugleistungen keinen allzu großen Vorteil gegenüber der Me 109 mehr boten, wurde die Entwicklung des Musters gestoppt.

Technische Daten

Spannweite:	10,4 m
Länge:	7,24 m
Höchstgeschwindigkeit:	710 km/h
Reisegeschwindigkeit:	620 km/h
Landegeschwindigkeit:	140 km/h
Reichweite:	750 km

Deutsche Kriegsflugzeuge



Messerschmitt Me 209